

Samol, Peter

Book

Welche Arbeit schafft den Wert? : Überlegungen zu einer eindeutigen Begründung des Unterschieds zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit

Provided in Cooperation with:

ZBW OAS

Reference: Samol, Peter (2024). Welche Arbeit schafft den Wert? : Überlegungen zu einer eindeutigen Begründung des Unterschieds zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit. Berlin : epubli.

This Version is available at:

<http://hdl.handle.net/11159/703029>

Kontakt/Contact

ZBW – Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft/Leibniz Information Centre for Economics
Düsternbrooker Weg 120
24105 Kiel (Germany)
E-Mail: [rights\[at\]zbw.eu](mailto:rights[at]zbw.eu)
<https://www.zbw.eu/>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Dieses Dokument darf zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Sofern für das Dokument eine Open-Content-Lizenz verwendet wurde, so gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der Lizenz gewährten Nutzungsrechte. Alle auf diesem Vorblatt angegebenen Informationen einschließlich der Rechteinformationen (z.B. Nennung einer Creative Commons Lizenz) wurden automatisch generiert und müssen durch Nutzer:innen vor einer Nachnutzung sorgfältig überprüft werden. Die Lizenzangaben stammen aus Publikationsmetadaten und können Fehler oder Ungenauigkeiten enthalten.

Terms of use:

This document may be saved and copied for your personal and scholarly purposes. You are not to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public. If the document is made available under a Creative Commons Licence you may exercise further usage rights as specified in the licence. All information provided on this publication cover sheet, including copyright details (e.g. indication of a Creative Commons license), was automatically generated and must be carefully reviewed by users prior to reuse. The license information is derived from publication metadata and may contain errors or inaccuracies.



<https://savearchive.zbw.eu/terms-of-use>



krisis

Kritik der Warengesellschaft

Peter Samol

Welche Arbeit schafft den Wert?

Überlegungen zu einer eindeutigen Begründung des Unterschieds
zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit

krisis **2** / 2024

Welche Arbeit schafft den Wert?

Überlegungen zu einer eindeutigen Begründung des Unterschieds
zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit

Peter Samol

krisis 2/2024
Kritik der Warengesellschaft

krisis – Kritik der Warengesellschaft 2/2024

Berlin: epubli, 2024

Hrsg.: Förderverein krisis – Verein für kritische Gesellschaftswissenschaft e.V.
Postfach 81 02 69 | 90247 Nürnberg

Tel.: (+49) 911 7056 28

www.krisis.org
krisisweb@yahoo.de

ISSN 2196-940X
CC BY-NC 3.0 DE

Zitation: Samol, Peter: Welche Arbeit schafft den Wert? Überlegungen zu einer eindeutigen Begründung des Unterschieds zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit. krisis. Kritik der Warengesellschaft 2/2024, Berlin: epubli 2024.
<https://www.krisis.org/2024/welche-arbeit-schafft-den-wert/>

Inhalt

Zusammenfassung	5
1. Einleitung	7
2. Die Vermittlung über die Arbeit und die Selbstzweckbewegung des Werts	13
3. Die bisherige Diskussion um die Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit	21
Unproduktive Arbeit im kapitalistischen Betrieb selbst	23
Zirkulation: Der Verkauf der Waren	25
Wissensarbeit	27
Auslagerung von unproduktiver Arbeit an kapitalistische Unternehmen	29
Staat	31
Zusammenfassung	32
4. Die neue Begründung der Unterscheidung	34
Das zweite Kriterium	34
Verwirrung durch Spezialisierung bestimmter Betriebe auf unproduktive Arbeiten	41
Ein relativ neues Phänomen: Software	42
Der Unterschied zwischen produktivem Konsum und unproduktiver Arbeit	44
Fazit	47
5. Das aktuelle Stadium der kapitalistischen Entwicklung	51
Das Zeitalter des fiktiven Kapitals	51
Die realwirtschaftlichen Auswirkungen des fiktiven Kapitals	55
Die unproduktive Produktion des fiktiven Kapitals	57
Literatur	60

Zusammenfassung

Bis heute wurde die Frage, wie sich die marxsche Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit begründen lässt, nicht zufriedenstellend beantwortet. Marx selbst hat sich an keiner Stelle seines umfangreichen Gesamtwerks abschließend zu diesem Thema geäußert. Jedoch stellt diese Unterscheidung ein wichtiges theoretisches Element zur Analyse des spätkapitalistischen Krisengeschehens dar.

Bei *unproduktiven Arbeiten* handelt es sich um bestimmte, für den Kapitalismus und dessen Funktionieren unverzichtbare Arbeiten, die aber keinen Mehrwert schaffen und deswegen selbst nicht substanziell zur Kapitalakkumulation beitragen. Ihr Gegenstück sind *produktive Arbeiten*, die direkt zur Vermehrung des Werts beitragen und somit die Akkumulation von Kapital ermöglichen, die das einzige und eigentliche Ziel der kapitalistischen Produktion darstellt. Die ursprünglich *lebendige* Arbeit verwandelt sich dabei in *tote* Arbeit und somit in Kapital.

Nun stellt sich die *Frage, wie genau sich unproduktive Arbeiten von den (mehrwert-)produktiven Arbeiten unterscheiden lassen*. Zu ihrer Beantwortung dienen zwei Kriterien. Das erste davon gilt im marxschen Diskurs allgemein als unstrittig: Es besagt, dass eine Arbeit *in einem Kapitalverhältnis* verrichtet werden muss, um überhaupt Mehrwert schaffen zu können. Ohne Kapital, das sich den Mehrwert aneignet, kann es schlicht keinen Mehrwert und schon gar keine Kapitalakkumulation geben. Wenn das erste Kriterium nicht erfüllt ist, dann kann eine Arbeit per se nicht produktiv sein. Das leuchtet ein.

Nun gibt es aber auch unproduktive Arbeiten, die *innerhalb* eines Kapitalverhältnisses verrichtet werden. Um diese als unproduktiv zu erkennen, bedarf es eines weiteren Kriteriums. Ein solches ist bis heute nicht eindeutig formuliert worden. Im vorliegenden Text geht es daher vor allem darum, dieses fehlende zweite Kriterium zu entwickeln und zu formulieren. Ausgangspunkt ist dabei die Einsicht, dass das Kapital bestimmte Arbeiten benötigt, um seine eigenen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen zu sichern (Verkauf der Waren, Buchhaltung, Rechtsberatung etc.) und für die es selbst bezahlen muss. Diese Arbeiten sind insofern unproduktiv, als ihr konkreter Inhalt ganz den konkreten und spezifischen Bedürfnissen des Kapitals dient. Die entscheidende Frage, die

sich in diesem Zusammenhang stellt, lautet: Wer verzehrt bzw. verbraucht das Endprodukt – das Kapital oder die Menschen? Im Ersten Fall geht mit dem Verbrauch der Wert verloren bzw. entsteht erst gar nicht, im zweiten Fall bleibt der Wert (samt Mehrwert) erhalten und geht in der Folge in die Akkumulation des Kapitals ein.

Gegen Ende dieses Artikels folgt noch ein kurzer Blick auf das heutige kapitalistische Entwicklungsstadium, das als Zeitalter der fiktiven Kapitals bezeichnet werden kann. Dieses ist geprägt durch einen hohen Anteil unproduktiver Arbeiten, von denen viele jedoch auf ihre ganz eigene eigentümliche Art und Weise zum Systemerhalt bzw. zum Krisenaufschub beitragen. Dieses Moment wird daher einer kurzen Analyse unterzogen.

1. Einleitung

Eine immer wieder aufkommende Frage in den Diskussionen über das marxssche Werk dreht sich um die Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit. Dabei geht es vor allem darum, anhand welcher Kriterien beide voneinander unterschieden werden können.

Für die Vertreter der gegenwärtigen bürgerlichen Wirtschaftstheorien – ganz egal, ob es sich dabei um Neoklassiker oder Keynesianer handelt – leistet jede bezahlte Arbeit einen positiven Beitrag zur wirtschaftlichen Gesamtrechnung. Für sie alle existiert schlicht keine unproduktive Arbeit.¹ Das unterscheidet sie deutlich vom Gründervater ihrer Disziplin, Adam Smith, der im Jahr 1789 in seinem Hauptwerk *Der Wohlstand der Nationen* die Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit eingeführt hat. Seiner Auffassung nach existieren bestimmte Arbeiten, die einfach nur Kosten verursachen und daher nichts zur Kapitalvermehrung und damit auch nichts zum Wirtschaftswachstum beitragen.²

Heutzutage lebt diese Unterscheidung praktisch nur noch in der marxsschen Theorie fort, aber selbst dort nicht bei allen Interpreten. Sofern sie akzeptiert wird, finden sich ferner die unterschiedlichsten Lesarten darüber, wie diese zu verstehen sei, worin sie gründet und was aus ihr folgt. Das hat seinen Grund darin, dass sich Marx selbst an keiner Stelle seines umfangreichen Gesamtwerks abschließend zu diesem Thema geäußert hat. Ferner befindet sich der größte Teil der entsprechenden Textstellen in Werken, die zu Marx' Lebzeiten noch gar nicht veröffentlicht und größtenteils auch nicht zur Veröffentlichung vorgesehen

¹ Das liegt vor allem daran, dass diese Theorien mit Kategorien der kapitalistischen Oberfläche operieren und von daher nicht über den notwendigen Begriffsapparat verfügen, um das Problem überhaupt zu formulieren. Ferner betrachtet die heutige Volkswirtschaftslehre nur die Logik der Einzelkapitale. Wenn dann ein bestimmtes Kapital, das sich auf unproduktive Arbeit spezialisiert hat (beispielsweise ein Steuerberatungsunternehmen) Gewinne macht, kann auf dieser Grundlage gar nicht erfasst werden, warum in ihm kein Wert erzeugt wurde.

² Siehe Smith 2003 [1789], S. 272 f., ferner auch Samol 2006, S. 91 ff.

waren.³ Das hat unter anderem zur Folge, dass die Ausführungen untereinander nicht völlig frei von Widersprüchen sind. Es geht bei dieser Frage aber dennoch keineswegs um unbedeutende philologische Spitzfindigkeiten; die Unterscheidung zwischen unproduktiver und produktiver Arbeit ist vielmehr ein wichtiges theoretisches Element zur Analyse des spätkapitalistischen Krisengeschehens.

Warum hat Marx überhaupt mit dieser Unterscheidung operiert und was soll sie eigentlich besagen? An dieser Stelle sei bereits erwähnt, dass *unproduktive Arbeiten* seiner Auffassung nach bestimmte, für den Kapitalismus und dessen Funktionieren unverzichtbare Arbeiten darstellen, die jedoch keinen Mehrwert schaffen, weswegen sie selbst nicht substanziell zur Kapitalakkumulation beitragen.⁴ Ganz im Gegenteil, verursachen sie für das Kapital sogar *Kosten*, indem sie einen Teil des Werts verzehren und in Folge dessen die Wertsubstanz des Kapitals *reduzieren*. Ihr Gegenstück sind *produktive Arbeiten*, die Mehrwert schaffen, die Wertsubstanz des Kapitals anwachsen lassen und somit seine Akkumulation überhaupt erst ermöglichen.

Mit dem Vorhandensein von unproduktiver Arbeit besteht auch die theoretische Möglichkeit, dass ihr Gesamtumfang derart hoch wird, dass der Mehrwert nicht mehr ausreicht, um die unproduktive Arbeit zu finanzieren (siehe Kalmring 2003, S. 103, Fußnote 8). Die innere Schranke, an welche die Vermehrung fungierenden Kapitals schon aus anderen Gründen⁵ zu stoßen droht, würde damit durch ein weiteres Moment ergänzt.

Wie schon gesagt, besteht das Ziel der kapitalistischen Produktion einzig und allein in der *Akkumulation*, sprich in der Vermehrung des eingesetzten Kapitals – und damit in der Vergrößerung seiner eigenen Substanz. Da Kapital durch Arbeit geschaffen wird, ist es letztlich nichts anderes als aufgehäuften Arbeit. Marx selbst bezeichnet das Kapital in seinen Texten immer wieder als *aufgehäuften*,

³ Letzteres gilt für die *Grundrisse zur Politik der politischen Ökonomie* (MEW 42) sowie für die *Theorien über den Mehrwert* (MEW 26.1 bis MEW 26.3). Beide hatte Marx lediglich zur Selbstverständigung bzw. für den Eigengebrauch angefertigt.

⁴ *Akkumulation* bedeutet nichts anderes als *Anhäufung* (lat.: *accumulare* = *anhäufen*), hier im Sinne des Trachtens des Kapitals nach ständiger, niemals endender Vermehrung.

⁵ Im Einzelnen wären das – neben dem Anschwellen der unproduktiven Arbeit – der *tendenzielle Fall der Profitrate* sowie die *Abnahme der gesamtkapitalistischen Wertmasse* (siehe hierzu Samol 2013a und 2013b).

geronnene oder *tote Arbeit*. Die ursprünglich *lebendige* Arbeit verwandelt sich demnach in *tote* Arbeit und somit in Kapital, indem Arbeitskräfte vom Kapital angekauft werden, die unter seiner Ägide mit Hilfe von Produktionsmitteln (also Maschinen sowie Ausgangsmaterialien und Hilfsstoffen) Waren herstellen, die einen größeren Wert verkörpern, als zuvor in den Ausgangsmaterialien und in den Arbeitskräften steckte. Die Differenz zwischen dem Wert der Arbeitskräfte (der sich im Arbeitslohn darstellt) sowie demjenigen der Produktionsmittel einerseits und den hergestellten Waren andererseits ist der *Mehrwert*. Er entsteht einzig und allein aus der Mehrarbeit der Arbeitskräfte, die über die Wiederbeschaffung ihrer Lohnkosten hinaus arbeiten müssen. Die daraus resultierende Mehrarbeit schafft den Mehrwert, den sich das Kapital aneignet.⁶ Das ist der *Profit*. Durch ihn häuft sich das Kapital an und wächst: Es akkumuliert, indem es die Mehrarbeit – die sich dabei zugleich von lebendiger in *geronnene* bzw. *tote Arbeit* verwandelt – in sich einverleibt.

Das Theorem von der Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit, um das es hier geht, geht davon aus, dass es im Produktionsprozess des Kapitals neben der wertproduktiven Arbeit auch noch wertunproduktive Arbeiten gibt. Diese verursachen dem Kapital einfach nur Kosten statt Mehrwert zu schaffen. Insofern führt unproduktive Arbeit nicht zur Akkumulation von Wert, sondern vielmehr zur *De-Akkumulation*, stellt also einen Abzug vom im Kapital angehäuften Wert dar.⁷ Die Lohnkosten und die Kosten für Arbeitsmittel gehen in der Folge dem ursprünglich eingesetzten Kapital verloren und lassen es entsprechend schrumpfen – es kommt also zur *De-Akkumulation*.

⁶ »Durch die Betätigung der Arbeitskraft wird [...] nicht nur ihr eigener Wert reproduziert, sondern ein überschüssiger Wert produziert. Dieser Mehrwert bildet den Überschuß des Produktenwerts über den Wert der verzehrten Produktbildner, d.h. der Produktionsmittel und der Arbeitskraft« (MEW 23, S. 223).

⁷ Das gilt allerdings nur für das fungierende Kapital, um das es an dieser Stelle geht. Bei der Akkumulation fiktiven Kapitals werden mit Hilfe bestimmter Formen unproduktiver Arbeit (nämlich vor allem solcher im Finanzwesen) große Mengen antizipierten Werts »geschaffen«; da es sich hierbei nicht um »echten« (im Sinne von wirklich vorhandenem) Wert handelt, bezeichnet Marx das daraus resultierende Kapital auch als »fiktives Kapital«. Sofern es um »echten«, d.h. bereits produzierten Wert geht, trifft die Behauptung, dass unproduktive Arbeit zur De-Akkumulation führt, allerdings zu.

Die Frage, um die es hier geht, lautet: Wie lassen sich unproduktive Arbeiten von den (mehrwert-)produktiven Arbeiten unterscheiden? Zu ihrer Beantwortung sollen zwei Kriterien geliefert werden, mit denen sich die Unterscheidung zwischen produktiven und unproduktiven Arbeiten eindeutig fassen lässt. Das erste Kriterium gilt im marxischen Diskurs als unstrittig. Es besagt, dass eine Arbeit *in einem Kapitalverhältnis* verrichtet werden muss, um überhaupt Mehrwert schaffen zu können. Das ist ebenso richtig, wie es trivial ist: Ohne Kapital, das sich den Mehrwert aneignet, kann es schlicht keinen Mehrwert und schon gar keine Kapitalakkumulation geben. Wenn das erste Kriterium nicht erfüllt ist, dann kann eine Arbeit also per se keine produktive Arbeit sein.

Es gibt aber auch unproduktive Arbeiten, die *innerhalb* eines Kapitalverhältnisses verrichtet werden. Um diese als unproduktiv zu erkennen, bedarf es eines weiteren Kriteriums. Ein solches ist aber bisher nicht eindeutig formuliert worden. Marx äußert in diesem Zusammenhang zwar, dass die entsprechenden Arbeiten vom Mehrwert bezahlt werden und daher den Profit verringern. Dieser Umstand ist aber in vielen Fällen gar nicht oder nur schwer zu erkennen. Oft gelingt das nur dann, wenn man zuvor schon weiß, dass die betreffende Arbeit unproduktiv ist. Es wird auch nicht erklärt, *warum* die betreffenden Arbeiten von Mehrwert bezahlt werden. Immerhin liefert Marx hier aber eine Prüfmöglichkeit, mit der man feststellen kann, ob das zweite Kriterium schlüssig ist.

In der Sekundärliteratur wird das Problem, wie man *innerhalb* eines Kapitalverhältnisses verrichtete Arbeiten als unproduktive erkennen kann, zumeist auf einem der beiden folgenden Wege gelöst: a) Entweder begnügt man sich mit dem ersten Kriterium und behauptet einfach, *jede* Arbeit, die von Kapital bezahlt wird, sei produktiv. Oder b) es wird, meist mit Bezug auf die verstreuten marxischen Notizen, eine Liste von Eigenschaften angefertigt; trifft dann eine davon auf die Arbeit zu, die gerade betrachtet wird, so gilt diese als unproduktiv.⁸ Den Weg dieser *Listen-Lösung* habe ich seinerzeit in meinem Artikel »Arbeit ohne Wert« selbst beschritten (siehe Samol 2006). Wenn man so vorgeht, kann man sich aber nie wirklich sicher sein, ob die Liste vollständig ist. Außerdem wird *unproduktive Arbeit* dabei nicht in ihrem Wesen erfasst, sondern nur

⁸ Immer vorausgesetzt natürlich, dass bereits das erste Kriterium zutreffend ist, sprich die Arbeit in einem Kapitalverhältnis verrichtet wird.

als Sammelbegriff betrachtet, der letztlich auf der Erscheinungsebene verharret. Die unvermeidbare Folge ist, dass der Begriff der *unproduktiven Arbeit* eine beträchtliche Unschärfe aufweist.⁹

Im Folgenden geht es vor allem darum, das fehlende zweite Kriterium zu entwickeln und zu formulieren. Vorausgesetzt bleibt dabei immer das erste Kriterium, also dass produktive Arbeit nur solche sein kann, die in einem Kapitalverhältnis verrichtet wird. Wie schon erwähnt, herrscht in diesem Punkt unter Marx-Interpreten weitgehende Einigkeit.

Bevor es losgeht, möchte ich noch kurz eine weitere inhaltliche Bemerkung machen. Es handelt sich um die Frage nach dem Status von *Dienstleistungen*. Arbeit wird im Kapitalismus bekanntlich verrichtet, um Waren herzustellen. Dabei ist es prinzipiell egal, ob es sich um materielle Waren oder um Dienstleistungen handelt. Es gibt keinen vernünftigen Grund, immaterielle Produktionsaktivitäten, wie eben Dienstleistungen, aus der Analyse des einfachen Arbeitsprozesses auszuschließen, nur weil sie, statt sich in einem stofflichen Produkt zu materialisieren, direkt am Konsumenten verrichtet werden (siehe Kalmring 2003, S. 5). Der Unterschied zwischen Warenproduktion und Erbringung von Dienstleistungen liegt allein darin, dass im ersten Fall ein Produkt hergestellt wird, das eine bestimmte Lebensdauer hat und in der Regel erst eine gewisse Zeit nach seiner Herstellung verbraucht bzw. verschlissen ist, während bei Dienstleistungen Produktion und Konsumtion ineinander fallen. Das wusste auch schon Marx.¹⁰ Dieser Auffassung folgend, wird der Begriff der *Ware* im folgenden

⁹ Einen dritten Weg hatte einst Robert Kurz (1995) beschritten, der meiner Ansicht nach aber die Diskussion nicht weiterbringt. Siehe dazu meine Kritik in Samol 2015.

¹⁰ Marx selbst entwickelte die Auffassung, dass auch Dienstleistungen zu den Waren zu zählen seien, in Abgrenzung zu Adam Smith. Letzterer hatte die Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit zuerst eingeführt, was Marx anerkannte. Dabei zog Smith die Grenze zwischen den handfesten Waren, in denen der Wert ein Zeit lang aufgehoben wird, einerseits und andererseits zwischen den Dienstleistungen, deren Wert nicht in einem Produkt aufbewahrt werden kann: »A. Smith fehlt nur, indem er die Vergegenständlichung der Arbeit etwas zu grob auffaßt als Arbeit, die sich in einem handgreiflichen Gegenstand fixiert. Dies ist aber Nebensache bei ihm, Unbeholfenheit des Ausdrucks« (MEW 42, S. 735). Ferner im ersten Band der *Theorien über den Mehrwert* (siehe MEW 26.1, S. 122-277 sowie S. 365-388), wo sich Marx nahezu ausschließlich mit dieser Smith'schen Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit auseinandersetzt. Da es sich hier um die umfangreichste

sowohl materielle Güter als auch Dienstleistungen umfassen. Dienstleistungen sind also immer mitgemeint und mitgedacht, wenn im Folgenden von *Waren* die Rede ist.

Äußerung von Marx zur Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit handelt, begehen übrigens einige Marx-Interpreten den Fehler, diesen Text als maßgeblich zu betrachten. An anderer Stelle hat Marx allerdings noch tiefgreifendere Erkenntnisse gewonnen (etwa in MEW 24, S. 131-153 und MEW 25, S. 292-313), die er später formuliert hat; ferner in den früher entstandenen Grundrissen (MEW 42), wo sich viele interessante und einschlägige Stellen über den gesamten Text verteilt finden lassen.

2. Die Vermittlung über die Arbeit und die Selbstzweckbewegung des Werts

Die Herstellung bzw. Beschaffung von Gebrauchsgütern war von der Vorgeschichte bis zum Beginn der Neuzeit stets eingebettet in einen kulturell-symbolischen Rahmen von Sinnbezügen.¹¹ Vorkapitalistische Gesellschaften kannten keinen allgemeinen abstrakten Begriff, der all die verschiedenen Tätigkeiten, bei denen Gebrauchsgegenstände hergestellt oder bestimmte Dienste verrichtet wurden, in sich zusammenfasste. Heute haben wir einen solchen Begriff: Er lautet *Arbeit*. In vorkapitalistischen Gesellschaften war die materielle Herstellung von Gütern und ihre Zuteilung dagegen nur ein Moment unter vielen anderen innerhalb des sozialen Zusammenhangs, den die Menschen bildeten und stach dabei nicht als etwas Gesondertes hervor.

Um die kapitalistische Warenproduktion mit ihren spezifischen Eigentums- und Besitzverhältnissen durchzusetzen, mussten zunächst alle festen persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse in der Produktion aufgelöst werden (siehe MEW 42, S. 89 f.). Nur wenn die Menschen die Gegenstände, die sie produzieren, als freie und einzelne herstellen, gehören ihnen diese Gegenstände auch ganz und gar. Und erst dann können sie diese wiederum mit anderen gegen etwas gleichwertiges tauschen. Durch das Zerreißen der alten Abhängigkeitsbeziehungen werden die Menschen aber nicht nur zu den eindeutigen Eigentümern der selbst hergestellten Produkte, sondern der gesellschaftliche Zusammenhang wird dabei zugleich auch in isolierte Einzelne aufgespalten. Dieser Zustand der vereinzelter Einzelnen, denen nahezu alle Dinge entweder ganz oder gar nicht gehören, ist die Basisform der bürgerlichen Gesellschaft. Sie ist das historische Ergebnis eines langen Durchsetzungsprozesses, in dessen Verlauf sukzessive alle anderen Gemeinwesen und Produktionszusammenhänge zerschlagen und die Menschen aus diesen herausgesprengt wurden (siehe Trenkle 2019, S. 2 f.).

¹¹ Siehe Lewed 2020, S. 1 f. Dabei darf allerdings niemals vergessen werden, dass dieser Rahmen nicht selten einen zutiefst repressiven Charakter für die Einzelnen hatte (ebd., S. 2).

Am Ende dieser Entwicklung finden sich isolierte Privatproduzenten, die voneinander getrennt jeweils ihre eigenen Interessen verfolgen.¹² Sie sind dabei aber nicht unabhängig voneinander. Die festen historischen Abhängigkeitsverhältnisse sind zwar aufgelöst, aber da nicht jeder Produzent alles was man braucht selbst herstellen kann, sondern sich stattdessen sogar darauf spezialisiert hat, nur relativ wenige Dinge selbst herzustellen, sind die isolierten Produzenten darauf angewiesen, die jeweils eigenen Produkte mit anderen Produzenten zu tauschen, um an die vielen verschiedenen Dinge zu gelangen, die man außer den eigenen Produkten noch zum Leben braucht. Sie sind also jetzt im Hinblick auf die Bedarfsgegenstände, die zu *Waren* geworden sind, abhängig voneinander: »Die(se) wechselseitige und allseitige Abhängigkeit der gegeneinander gleichgültigen Individuen bildet ihren gesellschaftlichen Zusammenhang« (MEW 42, S. 92).¹³

Der Ort des allgemeinen Austausches ist der Markt. Indem jetzt alle Produzenten die jeweils eigenen Produkte von vornherein herstellen, um sie dort hinzutragen, werden diese Produkte zur Ware. Dem jeweiligen Produzenten geht es dann nicht um den Nutzen, sprich Gebrauchswert, der jeweils eigenen Erzeugnisse, sondern um deren Tauschwert¹⁴ auf dem Markt, auf dessen Grundlage man durch Wegtausch der eigenen Erzeugnisse andere Produkte für den eigenen Nutzen erwerben kann.¹⁵ Die eigenen Arbeiten schaffen also die Waren, die man für den Erwerb anderer Waren austauschen kann: »In genau diesem Sinne ist ein Produkt eine Ware: Es ist zugleich ein Gebrauchswert für die An-

¹² Der Begriff des *isolierten Privatproduzenten* meint hier nicht zwingend ein einzelnes menschliches Individuum. Er bezeichnet vielmehr eine Produktionseinheit, die sich auf die Herstellung einer bestimmten Warensorte spezialisiert hat. Das können neben Einzelmenschen auch Familien, kleine Handwerksbetriebe mitsamt Lehrlingen und Gesellen oder große Betriebe mit vielen Mitarbeitern sein. Die dabei jeweils beteiligten Menschen bzw. Arbeitskräfte sind dabei als *Organe* des jeweils isolierten Privatproduzenten zu verstehen.

¹³ Sofern nicht anders vermerkt, stammen die eingeklammerten Inhalte in den Zitaten von mir PS.

¹⁴ Die Begriffe *Wert* und *Tauschwert* benutze ich in diesem Text synonym. Beide stehen im Gegensatz zum *Gebrauchswert*.

¹⁵ »Da jeder für sich arbeitet und sein Produkt nichts für sich ist, muß er natürlich austauschen, [...] um sein eignes Produkt in ein Lebensmittel für sich selbst zu verwandeln« (MEW 42, 76).

deren und ein Tauschmittel für den Produzenten« (Postone 2003, S. 231). Die daraus entstehende Dynamik bildet den gesellschaftlichen Rahmen, in dem die bürgerlichen Subjekte überhaupt handeln können. Dabei sind es die Waren und ihr Austausch, die jetzt überhaupt noch den gesellschaftlichen Zusammenhang herstellen.¹⁶

Um tauschen zu können, muss irgendwie ermittelt werden, was ein *angemessener* Tausch ist. Es braucht also einen Maßstab, anhand dessen die verschiedenen Waren miteinander verglichen und *bewertet* werden können. Um diesen zu finden, vergleichen die Produzenten ihre Produkte aufgrund der einzigen Gemeinsamkeit, die sie miteinander haben: Dem *Aufwand*, der zu ihrer Produktion notwendig war. Dieser Aufwand wird in der bürgerlichen Gesellschaft ganz allgemein als *Arbeit* bezeichnet. Die allgemeine Gleichsetzung der Waren ist überhaupt nur möglich, weil die qualitativ völlig unterschiedlichen Gegenstände, die sich zum Tausch einfinden, diese Gemeinsamkeit haben: Dass sie alle Produkte isolierter Privatarbeiten sind. Dabei ist es völlig egal, um welche *konkrete* Arbeit es sich jeweils handelt. Jede Privatarbeit gilt also der anderen als gleich, denn bei der Ermittlung der Warenwerte werden die verschiedenen konkreten Arbeiten allesamt reduziert auf gleiche menschliche Arbeit. Marx nennt das *abstrakte Arbeit*. Abstrakte Arbeiten unterscheiden sich nur noch in ihrer *Quantität* voneinander. Diese Quantität besteht wiederum in der *Arbeitszeit*. Sie bestimmt den *Wert* einer Ware. Dieser Wert ist nichts anderes als die Summe der Zeit all der verschiedenen Arbeiten, die im gesellschaftlichen Durchschnitt für ihre Herstellung (von der Gewinnung der Ausgangsstoffe über verschiedene

¹⁶ Es gibt natürlich immer noch zahlreiche Verrichtungen, die lebensnotwendig sind, aber nicht (oder jedenfalls nicht ohne extrem entstellt zu werden und dabei ihren ursprünglichen Charakter zu verlieren) über den Markt vermittelt werden können. Beispielsweise die Erziehung von Kindern. Diese wurden vor allem den Frauen überlassen und in eine abgespaltene Sphäre (siehe Scholz 1992) verlagert, wobei sie (sowohl die Verrichtungen als auch die Frauen) zugleich inferior gesetzt wurden. Die entsprechenden Tätigkeiten finden hinter verschlossenen Türen im Privaten statt und gelten als nicht weiter der Rede wert. Dieser für eine kritische Gesellschaftstheorie ohne Zweifel sehr wichtige Aspekt spielt in der Frage, um die es hier geht, aber zunächst einmal keine Rolle.

Zwischenprodukte bis hin zum fertigen Gebrauchsgegenstand) aufgewendet werden muss.¹⁷

Auf der Grundlage der Wertermittlung mittels der Arbeitszeit können die Produzenten der verschiedenen Warenarten untereinander ihre Produkte tauschen. Dabei werden Äquivalente ausgetauscht, also beispielsweise der Ertrag einer Stunde Schusterarbeit gegen den Ertrag einer Stunde Brotbacken. Da jetzt die materielle Produktion und der Austausch der Produkte die Beziehungen der Menschen untereinander herstellen, sind die *Produkte* selbst zum *Zentrum* der gesellschaftlichen Vermittlung geworden, während der ursprüngliche, alte gesellschaftliche Zusammenhang mit seinen personalen Abhängigkeiten abgestreift wurde und so gut wie keine Rolle mehr spielt. Weil die Menschen sich jetzt nicht mehr direkt miteinander in Beziehung setzen und kooperieren, müssen die von ihnen hergestellten Brote, Schuhe und all die anderen *Dinge* das erledigen; die gesellschaftlichen Beziehungen sind daher buchstäblich *verdinglicht*. Zugleich wurde die Produktion auf den einheitlichen Begriff der *Arbeit* und die Produkte auf den ebenfalls einheitlichen Begriff der *Waren* gebracht. Die Menge der für eine Ware nötigen Arbeitszeit verkörpert sich im *Wert*, wobei die *Arbeit* die *Substanz des Werts* darstellt.

Arbeit setzt also *Wert*, der den übergreifenden Inhalt der Warenproduktion bildet. Dabei hat die Ware für ihre eigentlichen Produzenten selbst keinen sinnlich-stofflichen Gebrauchswert. Der Schuster etwa trägt die von ihm hergestellten Schuhe nicht selbst, sondern diese dienen vielmehr dazu, um über ihren Wegtausch bzw. Verkauf die Güter zu erwerben, die er selbst eigentlich braucht. Für ihn liegt der Zweck seiner eigenen Warenproduktion vor allem darin, an den Gebrauchswert anderer Waren zu gelangen. Kurz gesagt: Für die Warensubjekte

¹⁷ Norbert Trenkle (2019, S. 6) hat darauf hingewiesen, dass es ein Fehler von Marx war, in seiner Darstellung in seinem Hauptwerk »Das Kapital« mit der Ware als Elementarform der kapitalistischen Gesellschaft zu beginnen und die vorhergehende logische Stufe der Privatarbeiten der isolierten Privatproduzenten nicht explizit als Voraussetzung der Warenproduktion zu benennen. Darin stimme ich Trenkle zu. Insbesondere heutzutage wäre es viel plausibler – und das marxssche Werk heutigen Leser:innen wahrscheinlich viel zugänglicher – wenn Marx die isolierte Privatproduktion an den Anfang gestellt hätte. Im Grunde hat Marx also – entgegen seinem eigenen Anspruch – im Kapital nicht auf der ersten logischen Ebene angesetzt, sondern diese übersprungen (ebd., vgl. auch Lohoff 2017).

liegt der Zweck der Produktion im Gebrauchswert einer anderen Ware. Weil in dieser Gesellschaft den Menschen die Lebensmittel und auch alle anderen Dinge, die sie benötigen oder gern haben möchten, allein in Form von Waren gegenüberreten und auf nahezu keine andere Weise als durch Tausch bzw. Kauf zu erlangen sind, sind hier alle gezwungen, selbst als Warenanbieter aufzutreten. Das macht die Waren bzw. die in ihnen enthaltene, zuvor zu verrichtende Arbeit, zum gesellschaftlichen Vermittler schlechthin.

Damit sind grundlegende Formen der kapitalistischen Gesellschaft bestimmt. In der Figur des Privatproduzenten ist das Kapital als solches allerdings noch nicht in Erscheinung getreten, denn auf dieser abstrakten Ebene hat die Analyse allein die Teilung der Gesellschaft in isolierte Teilproduzenten zur Grundlage. Der Zweck der Produktion von Waren liegt hier allein im Gebrauchswert einer oder mehrerer anderer Waren. Diese Bewegung hat Marx auch mit der Kurzformel W-G-W bezeichnet (siehe MEW 23, S. 167). Das erste W steht für die Warensorte, die man selbst herstellt. Da man mit ihr nichts konkretes anstellen kann, sieht man von ihrem Gebrauchswert ab und besinnt sich auf ihren Tauschwert. Dieser lässt sich in Geld G sowohl darstellen als auch austauschen. Mit dem Geld kann man anschließend jene Waren erwerben, die man selbst benötigt, in der Formel dargestellt durch das zweite W. Auf dieser Ebene der logischen Entwicklung findet der Warentausch also nur statt, um an andere Waren als die selbst produzierten zu gelangen. Der Wert der Waren erlischt dabei in ihrem Gebrauch.¹⁸ Der Konsum vernichtet nicht nur den Gebrauchswert, sondern auch den Wert, denn am Ende ist ja nichts mehr da, das man (wieder) zu Märkte tragen und dort tauschen könnte. Der Endzweck der Produktion ist hier allein auf den Gebrauchswert gerichtet (Lewed 2022, S. 2).

Das Spezifische an der Bewegung W-G-W ist, dass Waren hergestellt werden, um an andere Waren zu gelangen. Diese Bewegung wird von Marx als *einfache Zirkulation* bezeichnet. Mit der Entwicklung zum Kapitalismus kehrt sich diese Formel von W-G-W zu G-W-G' um. Damit soll ausgedrückt werden, dass Waren nicht mehr erzeugt werden, um an den Gebrauchswert einer anderen Ware zu

¹⁸ «Die Arbeiter [...] verzehren also Lebensmittel [...] Eine Warenmasse zu diesem Wertbetrag ist also vernichtet [...]. Diese Warenmasse ist unproduktiv verzehrt» (MEW 24, S. 310 f.). »Die Ware [...] verliert ihre Bestimmung als Wert und erfüllt die als Gebrauchswert der Konsumtion« (ebd., S. 625).

gelangen, sondern stattdessen wird Geld eingesetzt, um über den Umweg der Produktion einer Ware erneut wieder zu Geld zu werden. In dieser Bewegung wird der (im Geld verkörperte) Wert zum Selbstzweck. Da Geld bzw. der in ihm ausgedrückte Wert aber immer die gleiche Qualität hat, ergibt diese Kette nur einen Sinn, wenn sich die *Quantität* des zweiten G von derjenigen des ersten G unterscheidet. Genauer: Das zweite G muss *mehr* sein als das erste. Deswegen wird das zweite G in der Darstellung der Formel auch mit einem Strich versehen: G' bzw. G-W-G'. Der Strich drückt die Vermehrung des Geldes aus. Das ist der Profit. Kapital ist nämlich nichts anderes als Geld, das sich selbst durch seinen Einsatz in der Produktion ständig vermehrt – die Formel G-W-G' drückt mithin nichts anderes als die Existenzweise des Kapitals aus.

War in der einfachen Vermittlung der Formwechsel von W-G-W bzw. der Tauschwert das Mittel, um sich Gebrauchswerte von anderen anzueignen, so wird in der Bewegung G-W-G' nunmehr der Tauschwert selbst zum Zweck (Lewed 2022, S. 2). Damit wird der Wert selbst zum Inhalt. Anders als bei der einfachen Zirkulation W-G-W verschwindet er jetzt nicht mehr im Konsum der zweiten Ware W. Diese wird ja für gewöhnlich benutzt und dabei verbraucht¹⁹, womit auch ihr Wert verschwindet.²⁰

Im Kreislauf G-W-G' bleibt dagegen der Wert erhalten und vermehrt sich sogar. Dieser Wert ist nichts anderes als vergangene Arbeit, die Marx auch als *tote Arbeit* bezeichnet. Aus dieser besteht wiederum das Kapital. *Kapital ist* demnach nichts anderes, als *eine große Anhäufung toter Arbeit*. Die primäre Funktion der zunächst lebendigen Arbeit (die es immer nur zusammen mit lebendigen Arbeitskräften, sprich mit lebendigen Menschen, gibt) besteht hier nicht mehr darin, Gebrauchswerte zu produzieren und menschliche Bedürfnisse

¹⁹ Dabei spielt es für diese theoretischen Überlegungen keine Rolle, ob es sich um einen einmaligen Verbrauch (wie etwa das Essen eines Nahrungsmittels) oder einen langfristigen Verschleiß (z.B. eines Fahrrades) handelt. In jedem Fall ist der Wert einer Ware in dem Moment erloschen, in dem sie aufgebraucht ist, gleichgültig, wie lange das jeweils dauert.

²⁰ »Die einfache Warenzirkulation – der Verkauf für den Kauf – dient zum Mittel für einen außerhalb der Zirkulation liegenden Endzweck [...] (nämlich der) Befriedigung von Bedürfnissen. Die Zirkulation des Geldes als Kapital ist dagegen Selbstzweck, denn die Verwertung des Werts existiert nur innerhalb dieser stets erneuerten Bewegung« (MEW 23, S. 167).

zu befriedigen. Zwar geht es ganz ohne Gebrauchswerte nicht, denn sonst hätten die Waren keinen Nutzen und fänden keine Abnehmer, aber der Primärzweck besteht nun darin, aus Geld G mehr Geld G' zu machen. Genau diese Bewegung von G über W zu G' ist die Bewegung des Kapitals. Da das Geld nichts anderes ausdrückt als eine bestimmte Menge Wert und damit wiederum eine bestimmte Menge verrichteter Arbeit, ist Kapital – wie bereits gesagt – nichts anderes als die ständige Anhäufung vergegenständlichter und somit toter Arbeit. Diese Wertverwertung als zentrale Dimension des Kapitals ist dabei zum Selbstzweck geworden, ist maßlos und findet niemals ein Ende (siehe auch MEW 23, S. 167). Sie hat grundsätzlich den Charakter einer zirkulären Struktur, d.h. sie ist ein fortlaufender und sich immer wieder erneuernder Prozess (Lewed 2022, S. 7), der sich ständig und endlos wiederholt, so dass das Quantum an darin enthaltener toter Arbeit einem ständigen Wachstum unterliegt.

Im Selbstverwertungsprozess des fungierenden Kapitals hat der Kapitalist keine selbständige Rolle, sondern wird seinerseits zu einem Anhängsel der kapitalistischen Selbstbewegung. Oder wie Marx es ausdrückt, es verhält sich so, dass »die Totalität des Prozesses [...] zwar aus dem Aufeinanderwirken der bewußten Individuen hervorgeht, die aber weder in ihrem Bewußtsein liegt noch als Ganzes unter sie subsumiert wird. Ihr eignes Aufeinanderstoßen produziert ihnen eine über ihnen stehende, fremde gesellschaftliche Macht« (MEW 42, S. 127). Diese Macht ist das *Kapital*, mit den Worten von Marx eine »selbständig der lebendigen Arbeit gegenüber tretende Existenzweise, (die) mit einer eignen Seele [...] begabt ist« (ebd., S. 367). Hier ist der Wert selbst in seiner Gestalt als Kapital zur prozessierenden Substanz geworden, zu einer eigenen Selbstzweckbewegung bzw. »ein automatisches Subjekt« (MEW 23, S. 169), dem die Menschen untergeordnet sind. Was sie dabei auch tun, sie müssen in diesem Verhältnis stets der Verwertung des Werts dienen. Das betrifft auch die Kapitalisten selbst, die ihrerseits keine autonomen Subjekte sind, sondern den Imperativen des *automatischen Subjekts*, sprich des *Kapitals*, folgen müssen. Tun sie das nicht, dann gehen sie bankrott und sind in der Folge keine Kapitalisten mehr.

Da das Kapital bzw. die Wertverwertung bzw. das *automatische Subjekt* der eigentliche Beweger ist, werde ich im Folgenden nur noch in Ausnahmefällen von *Kapitalisten* sprechen. Dass es Menschen gibt, die sich (beispielsweise als Manager

oder Kapitaleigner) in privilegierten Positionen befinden, ist ein Nebeneffekt des Kapitalverhältnisses, der bei der Analyse keine Rolle spielt und somit auch nichts Entscheidendes zu ihr beitragen kann.²¹

²¹ Weil Kapital nichts anderes als angehäuften tote Arbeit ist, sind Arbeit und Kapital keine wesensfremden Gegensätze, sondern vielmehr Emanationen der gleichen Vergesellschaftungs- und Vermittlungsform, wobei sie aufeinander angewiesen sind. Klassenkampfdenkens, das für gewöhnlich in bestimmten privilegierten Personenkreisen die eigentlichen Probleme sieht, hindert nur bei der Analyse der tatsächlichen und wesentlichen Probleme. Dass es nicht zielführend ist, zeigt sich unter anderem am Beispiel des so genannten *Realsozialismus*. Auch in der UDSSR und anderen Ländern des Ostblocks herrschte faktisch ein Kapitalverhältnis. Daran änderte der Umstand, dass sich das Kapital dort unter der vermeintlichen Kontrolle des Staates und seiner Nomenklatura befand, gar nichts. Im Kern ging es auch dort um die Anhäufung (Akumulation) von toter Arbeit und diese war, ob gewollt oder nicht, ein Selbstzweck.

3. Die bisherige Diskussion um die Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit

Wie bis hierher klar geworden sein dürfte, ist Arbeit das substantielle Moment der Wertverwertung (Lewed 2022, S. 5), die wiederum in der Kapitalakkumulation resultiert, die zum gesellschaftlichen Selbstzweck geworden ist. Dabei wird durch die Produktion von Waren und deren Verkauf lebendige Arbeit in tote Arbeit verwandelt und angehäuft, sprich akkumuliert. Das funktioniert aber nicht mit jeder, sondern nur mit *produktiver Arbeit*. Nur diese verschafft dem Kapital mehr Wert als sie kostet, eben jenen Mehrwert, den das Kapital akkumulieren kann.

Dagegen ist unproduktive Arbeit solche Arbeit, für die das Kapital zwar ebenfalls – in Form von Lohn – bezahlen muss, die ihm aber keinen Mehrwert einträgt. Wie kann man aber beide – produktive Arbeit und unproduktive Arbeit – voneinander unterscheiden? In der bisherigen Diskussion finden sich hierzu zwei Bestimmungskriterien. Das erste davon ist ein sehr klares Kriterium, das zweite blieb bisher ein sehr unscharfes Moment.

Das Kriterium, um das es hier geht, lautet: Produktiv im Sinne des Kapitals kann Arbeit nur dann sein, wenn sie unter der *Ägide des Kapitals* verrichtet wird. Wie schon erwähnt, ist das das erste Kriterium für die Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit, über das Einigkeit herrscht.

Verdeutlichen wir uns diesen Zusammenhang an einem Beispiel. Es gibt Produzenten, die ihre Arbeit weder an ein Einzelkapital verkaufen noch selbst ein Einzelkapital darstellen. Es handelt sich um jene gesellschaftliche Schicht von Produzenten, die einfach von ihrer eigenen Arbeit leben, ohne dabei ihre eigene Arbeitskraft an ein Kapital zu verkaufen. Heute bezeichnet man die betreffenden Menschen für gewöhnlich als *Freiberufler:innen* oder *Solo-Selbständige*. Sie leben von eigener Arbeit, verrichten diese aber in keinem Kapitalverhältnis und verzehren den Erlös aus diesen Arbeiten zu einem Teil selbst, zum anderen Teil wenden sie ihn für die Erneuerung ihrer Arbeitsmittel auf; beides zusammen braucht ihn komplett auf. Wir haben es hier also letztlich mit dem einfachen Warentausch nach dem Muster W-G-W zu tun. Dabei entsteht kein Mehrwert und insofern ist die hier verrichtete Arbeit auch nicht produktiv. Es ist aber auch keine unproduktive Arbeit im engeren Sinn, denn für diese müsste ein Einzelkapital Lohn zahlen, ohne einen Wert (geschweige denn Mehrwert) zu

erhalten, was wiederum zu einer Verringerung des Kapitals führen würde. Lohn zahlt das Kapital aber in diesem Fall keinen, denn es ist ja gar nicht erst involviert, und insofern sind solche Privatarbeiten ohne Beteiligung eines Kapitals weder produktiv noch unproduktiv.²²

Halten wir also fest: Produktiv kann Arbeit nur dann sein, wenn sie im Verhältnis zum Kapital verrichtet wird, denn nur dann kann letzteres sich Mehrarbeit bzw. Mehrwert aneignen, den es zu seinem Profit macht, der wiederum zur Kapitalakkumulation und damit zur Wertvermehrung beiträgt.

Es gibt aber auch Arbeiten, die Moment des Kapitalprozesses sind und Arbeitskräfte erfordern (die dafür selbstverständlich auch einen Lohn erhalten) – und dennoch nicht wertproduktiv sind. Es ist in vielen Fällen nicht leicht, diese als unproduktiv zu erkennen, denn sie weisen äußerlich sehr häufig die Eigenschaften produktiver Arbeit auf: »Die Schwierigkeit der Identifikation unproduktiver Arbeit im Kapitalismus besteht nun darin, dass jede direkt ins System der kapitalistischen Produktion integrierte Tätigkeit äußerlich die Eigenschaften produktiver Arbeit aufweist« (Kalmring 2003, S. 94). Um unproduktive Arbeit eindeutig als solche erkennen zu können, wäre also ein eindeutiges Kriterium wünschenswert.

Von Marx selbst wurde zwar angeführt, dass solche unproduktive Arbeiten vom *Mehrwert bezahlt* werden und daher den Profit des Kapitals verringern, aber hierbei handelt es sich streng genommen um kein Kriterium (schon gar nicht um ein scharfes), da es sich nur auf der Erscheinungsebene abspielt. Das lässt sich auch daran erkennen, dass der Umstand, ob eine bestimmte Arbeit *von Mehrwert bezahlt wird*, sehr häufig erst umständlich ermittelt werden muss, ferner Unklarheiten aufweist und daher nicht selten strittig ist. Es handelt hier also nicht um eine wesentliche Bestimmung der unproduktiven Arbeit, sondern lediglich um ein Erkennungsmerkmal. Für gewöhnlich wird es herangezogen, um eine Liste verschiedener Arten von unproduktiver Arbeit anzufertigen, denen dieses Merkmal aus verschiedenen Gründen oder Ursachen gemeinsam zu sein scheint.

²² Das hat auch Marx so gesehen: »Wie verhält es sich aber dann mit selbständigen Handwerkern oder Bauern, die keine Arbeiter anwenden, also nicht als Kapitalisten produzieren? [...] Sie gehören [...] weder in die Kategorie der produktiven noch der unproduktiven Arbeiter, obgleich sie Produzenten von Waren sind« (MEW 26.1., S. 382). Sie sind also weder produktiv noch unproduktiv, sondern schlicht neutral aus der Sicht des Kapitals.

Bei der *Listenlösung* kommt in der Regel das gerade genannte Merkmal zur Anwendung, wonach unproduktive Arbeit, die im Kapitalverhältnis verrichtet wird und damit das erste Kriterium für produktive Arbeit erfüllt, dennoch unproduktiv ist, weil die entstehenden Arbeitskosten (sprich die Löhne) aus dem Mehrwert des Kapitals, sprich von seinem Profit oder vielleicht sogar aus seiner Substanz bezahlt werden müssen.

Dabei wird für jeden Listeneintrag gesondert bestimmt, aus welchen Gründen die Arbeit vom Mehrwert bezahlt wird. In meinem ersten Text zur Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit aus dem Jahr 2006 habe ich selbst noch behauptet: »Im entwickelten Kapitalismus [...] existieren sehr viele verschiedene Felder für unproduktive Arbeit. Für sie gibt es kein Generalkriterium, das sich mit wenigen Worten wiedergeben ließe. Vielmehr ist es erforderlich, jedes Feld mit seinen jeweils eigentümlichen Formen von unproduktiver bzw. produktiver Arbeit gesondert abzuhandeln« (Samol 2006, S. 99 f.), was dann automatisch zur Auflistung der entsprechenden *Felder* unproduktiver Arbeit führt. Meiner damaligen Behauptung, dass es kein *Generalkriterium* gebe, widerspreche ich heute. Bevor ich jedoch das Kriterium, das ich gefunden habe, vorstelle, möchte ich hier zunächst kurz die mir bekannten *Felder* unproduktiver Arbeit wiedergeben.

Unproduktive Arbeit im kapitalistischen Betrieb selbst

Von Marx lernen wir: »Produktive Arbeit im Sinn der kapitalistischen Produktion ist die Lohnarbeit, die [...] Mehrwert für den Kapitalisten produziert [...] Auf dieser Art produktiver Lohnarbeit beruht das Kapital, seine Existenz« (MEW 26.1., S. 122 f.). Mit welcher konkreten Arbeit das genau geschieht und welche jeweiligen Waren dabei produziert werden, ist gleichgültig. Es ist sogar egal, ob das Produkt stofflich ist, denn es kann genauso gut eine Dienstleistung sein. Wichtig ist nur, dass ein Produkt dabei herauskommt, in welchem sich der angesammelte Wert plus Mehrwert befindet. Das Produkt muss außerdem veräußert werden, wobei es sich in Geld verwandelt, denn nur als solches kann es in das Kapital einverleibt werden und zu seinem Wachstum beitragen.

Daneben gibt es aber in kapitalistischen Betrieben bestimmte Arbeiten, die nicht in das zu verkaufende Produkt eingehen. Das ist etwa die Aufsicht über die Arbeitskräfte, Buchhaltung, die Entwicklung neuer Produkte und noch einiges

mehr. All diese Arbeiten sind für den Betrieb notwendig und müssen erledigt werden. Bei einem kleinen Kapital werden diese oft zunächst ausschließlich vom Kapitalisten selbst erledigt, der damit gewissermaßen den ersten unproduktiven Arbeiter des Unternehmens verkörpert. Zunächst dürfte er sukzessive immer mehr organisatorische Tätigkeiten übernommen haben und hatte dadurch immer weniger Zeit für die unmittelbare Arbeit am eigentlichen Produkt. Irgendwann war er dann ausschließlich damit beschäftigt, die Abläufe in seinem Unternehmen zu koordinieren, die betrieblichen Finanzen zu regeln und dergleichen. Weiteres Wachstum seines Unternehmens vorausgesetzt, lässt es sich dann früher oder später nicht mehr vermeiden, dass er für die Organisation seines Betriebs Personal benötigt, das sich eigens solchen organisatorischen Angelegenheiten widmet. Beispielsweise wird »die Buchführung als Kontrolle und ideelle Zusammenfassung des Prozesses [...] um so notwendiger, je mehr der Prozeß auf gesellschaftlicher Stufenleiter vorgeht und den rein individuellen Charakter verliert« (MEW 24, S. 137). Nun produziert eine Buchhalterin zwar weder Schuhe noch Brot oder sonst eine verkäufliche Ware, verlangt aber ebenfalls einen Lohn, von dem sie sich die zum Leben nötigen Konsumgüter kaufen kann. Sie und andere Arbeitskräfte ihrer Art produzieren aber nicht das eigentliche Produkt des Unternehmens, vermehren also nicht die von dem Kapital, bei dem sie beschäftigt sind, erwerbbarer Warenmenge, müssen aber trotzdem essen, sich kleiden, wohnen etc. Dafür bekommen sie einen Lohn, der von der Summe, die andernfalls als Mehrwert bzw. Profit beim Kapital verbliebe, abgezogen werden muss. Das Produkt der unproduktiven Arbeiten geht folglich nicht in die Akkumulation ein, denn Aufsicht, Verwaltung, Entwicklung etc. sind kein Teil der stofflichen Produktion, sondern müssen als »faux frais de production« (MEW 23, 352), sprich als *tote Kosten*, aus dem erwirtschafteten Mehrwert finanziert werden.²³ Wir finden hier also das von Marx genannte Merkmal, dass Arbeit *von Mehrwert bezahlt* wird.

²³ Ich hatte zwar oben gesagt, dass ich von den Arbeitsmitteln der unproduktiven Arbeiter:innen abstrahiere, möchte es aber hier noch einmal kurz der Vollständigkeit halber erwähnen: Unter den toten Kosten finden sich nicht nur die Arbeitskosten für die unproduktiven Arbeitskräfte, sondern auch die dabei verbrauchten Arbeitsmittel: »Wird Arbeitszeit verausgabt in der Buchführung, in die außerdem vergegenständlichte Arbeit eingeht, Feder, Tinte, Papier, Schreibpult, Bürokosten. Es wird also in dieser Funktion einerseits Arbeitskraft verausgabt, andererseits Arbeitsmittel« (MEW 24, S. 135).

Zirkulation: Der Verkauf der Waren

Ein weiterer, nicht unerheblicher Teil der unproduktiven Arbeiten vollzieht sich in der *Zirkulationssphäre*.²⁴ In ihr geht es um den Tausch bzw. Verkauf der produzierten Ware, um diese wieder zu Geld zu machen, welches sich das Kapital einverleiben kann. Dabei geht Zeit verloren, in welcher man ansonsten produzieren und mithin Werte schaffen könnte. Dennoch kann die Zeit, die man gezwungener Maßen dem Austausch widmen muss, nicht für die Wertbildung der Ware in Anschlag gebracht werden: »Wenn A gegenüber B geltend machte, daß ihm der Austausch soundsoviel Zeit wegnehme, so würde B dasselbe gegen A geltend machen. Jeder derselben verliert grade soviel Zeit im Austausch wie der andre. [...] Dieser Zeitverlust geht aus der Teilung der Arbeit und der Notwendigkeit des Austauschs hervor« (MEW 42, S. 525), woraus folgt: »Austauschkosten, können nur als Abzug der Gesamtproduktion und Wertschöpfung der beiden erscheinen« (ebd., S. 533). In der Regel befasst sich spezifisches Personal mit den Zirkulationstätigkeiten. Diese bestehen wiederum aus verschiedenen Arbeitsfeldern, etwa Einkauf, Verkauf und nicht zuletzt auch Werbung. Die verschiedenen Zirkulationsarbeiten sind für die Kapitalverwertung unverzichtbar und finden in Form von Lohnarbeit statt.²⁵ Die Kernaufgabe der in der Zirkulation zu verrichtenden Arbeiten besteht darin, die Übertragung von Eigentumstiteln zu bewerkstelligen. Geld verwandelt sich hier in Ware und umgekehrt. Hier findet aber *keine Vermehrung* von Reichtum statt, *sondern* hier wird die *Metamorphose* verschiedenster Erscheinungsformen des Werts organisiert. Ware verwandelt sich dabei in Geld und umgekehrt. Bereits existierende Waren wechseln dabei lediglich den Besitzer, ohne dadurch wertvoller zu werden. Die dafür notwendige Arbeit »vermehrt die Auslagen des industriellen Kapitalisten, die Masse des vorzuschießenden Kapitals, *ohne direkt den Mehrwert zu vermehren*. Denn es ist

²⁴ »Der Gesamtproduktionsprozeß des Kapitals schließt ein sowohl den eigentlichen Zirkulationsprozeß wie den eigentlichen Produktionsprozeß. Sie bilden die 2 großen Abschnitte seiner Bewegung« (MEW 42, S. 520).

²⁵ »Im Maß wie sich die Produktionsstufe erweitert, vermehren sich die kommerziellen Operationen [...]. Je entwickelter die Produktionsleiter, desto größer [...] die Arbeit und die sonstigen Zirkulationskosten für die Realisierung des Werts und Mehrwerts. Es wird dadurch Anwendung kommerzieller Lohnarbeiter nötig, die das eigentliche Kontor bilden« (MEW 25, S. 310).

Auslage, bezahlt für Arbeit, die nur in der Realisierung schon geschaffner Werte verwandt wird« (MEW 25, S. 310, Hervorhebung von mir, PS).

Der Zirkulationsprozess ist notwendig. Denn der ihm vorangehende Produktionsprozess setzt den Waren zwar Wert zu, weil sie hier in eine brauchbare Form gebracht werden und eben dadurch ihren Gebrauchswert für die potenziellen Käufer erhalten. Aber durch sein Eintreten in den Produktionsprozess hat das Kapital seine Gestalt als Geld verloren. Um letztere wieder zurück zu gewinnen, muss es – in der Gestalt der fertigen Waren, die das Kapital ja am Ende des Produktionsprozesses erhalten halt – in die Zirkulationssphäre gebracht werden, wo es wieder gegen Geld eingetauscht werden kann. Das macht den Wert der Ware natürlich nicht größer. »Die Zustandsänderung kostet Zeit und Arbeitskraft, aber nicht um Wert zu schaffen, sondern um die Umsetzung des Werts aus einer Form in die andre hervorzubringen« (MEW 24, S. 131 f., siehe auch MEW 42, S. 560). Lohnkosten, die dabei entstehen, bilden »Abzüge von dem produktiv verausgabten Kapital« (MEW 24, S. 138). *Diese* Arbeiten werden letztlich wieder von Mehrwert bezahlt, sind also weitergegebener Mehrwert.²⁶

Um Verwechslungen und Missverständnisse zu vermeiden, müssen an dieser Stelle noch bestimmte Arbeiten erwähnt werden, bei denen die Ware selbst bestimmte Veränderungen erfährt, auch wenn diese in der Phase der Zirkulation stattfinden. Unter *Zirkulation*, wie sie im vorangehenden Absatz diskutiert wurde, versteht Marx nämlich nur die Bewegung von Geld bzw. Kapital und die damit verbundene Änderung von Eigentumstiteln. Er bezeichnet diese als die *formelle Metamorphose der Ware*; diese darf nicht verwechselt werden mit der *räumlichen Verteilung der Waren*. Die *Produktion von Konsumgütern* schließt nämlich auch alle Arbeiten ein, die zur Bereitstellung der Güter für den Konsum erforderlich sind: »Konsumtion mag ihre (der Ware, PS) Ortsveränderung nötig machen, also den zusätzlichen *Produktionsprozeß* der Transportindustrie. Das in dieser angelegte produktive Kapital setzt also den transportierten Produk-

²⁶ »Das allgemeine Gesetz ist, daß alle Zirkulationskosten, die nur aus der Formverwandlung der Ware entspringen, dieser letzteren keinen Wert hinzusetzen. Es sind bloß Kosten zur Realisierung des Werts oder zu seiner Übersetzung aus einer Form in die andre. [...] Der Ersatz derselben muß aus dem Mehrprodukt geschehn und bildet [...] einen Abzug vom Mehrwert oder Mehrprodukt« (MEW 24, S. 150). Siehe auch MEW 42, S. 453.

ten Wert zu« (MEW 24, S. 151, Hervorhebung von mir, PS), und an anderer Stelle schließt Marx: »Das Bringen auf den Markt gehört (also) in den Produktionsprozeß selbst« (MEW 42, S. 535). Transport, einladen, ausladen, in Regale stellen und dergleichen sind Produktionsprozesse, die gewissermaßen in der Zirkulationsform versteckt sind. Arbeit nimmt nämlich immer dann produktiven Charakter an, wenn das Produkt selbst in irgendeiner Form betroffen ist, sprich verformt oder bewegt und sein Gebrauchswert dadurch erhöht wird: »Die Bringung des Produkts auf den Markt, gehört, ökonomisch betrachtet, in den Produktionsprozeß selbst. Das Produkt ist erst wirklich fertig, sobald es auf dem Markt ist. Die Bewegung, wodurch es dahin kommt, gehört noch mit zu seinen Herstellungskosten« (MEW 42, S. 440). Der Grund für den produktiven Charakter kapitalistischer Warentransporte liegt darin, dass ein Gebrauchswert erst dann vollständig hergestellt sei, wenn die entsprechende Ware »konsumfertig« ist (siehe MEW 24, S. 151).

Wissensarbeit

Eine weitere Erscheinungsform unproduktiver Arbeit ist die Wissensproduktion. Im fortgeschrittenen Kapitalismus ist die Entwicklung immer neuer Produkte und Produktionsmittel zur Selbstverständlichkeit geworden. Beides fällt im Diskurs der marxsschen Theorie unter dem Begriff der *allgemeinen Wissensproduktion*, die wiederum auf *allgemeiner Arbeit* beruht: »Allgemeine Arbeit ist alle wissenschaftliche Arbeit, alle Entdeckung, alle Erfindung« (MEW 25, S. 113 f., siehe auch MEW 42, S. 505). Allgemeine Arbeit schafft zwar *allgemeines Wissen*, das dann hochproduktiv eingesetzt werden kann, setzt aber selbst keinen Wert. Und zwar schon deshalb nicht, weil man sie nicht bestimmten Produkten zurechnen und daher auch nicht einpreisen kann.²⁷ Wichtig ist nämlich, dass sich die Arbeit in zurechenbare Einzelwaren niederschlägt.

²⁷ Eine Zurechnung zu den Einzelprodukten ist schon allein deshalb nicht möglich, weil sich nicht festlegen lässt, welcher Bruchteil der wissensproduzierenden Vorkosten in die jeweils einzeln angebotene Ware eingegangen sein soll. Nehmen wir an, die Entwicklung eines bestimmten neuen Herstellungsverfahrens hat eine Million Euro gekostet. Dann wird es eingeführt. In diesem Moment kann man aber nicht wissen, ob von den damit hergestellten Produkten in Zukunft sagen wir 1000 Stück oder eine Million Stück verkauft werden, bevor die ganze Produktlinie aus irgendwelchen Gründen

In den einzelnen kapitalistischen Betrieben wird das allgemeine Wissen vorwiegend in so genannten Forschungs- und Entwicklungsabteilungen (kurz F + E-Abteilungen) produziert.²⁸ Das erzeugt Kosten für Löhne und Arbeitsmittel, die sich nicht auf die hergestellten Waren des Betriebs übertragen lassen. Einmal in einer F + E-Abteilung entstanden, kann das Wissen im Prinzip in eine unendliche Anzahl neuer Produkte eingehen. Vielleicht wird es aber schon in kürzester Zeit durch neues Wissen ersetzt, das in irgendeiner Weise noch besser ist. Man kann mit anderen Worten schlicht nicht wissen, welcher Bruchteil der Entwicklungskosten für das betreffende Wissen in ein konkretes Produkt eingeht.²⁹ Zugleich existiert auch ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Anstieg der Wissensproduktion und der Steigerung der Produktivität. Im Kapitalismus herrscht ein struktureller Zwang, immer die Technik einzusetzen, die am effektivsten Arbeit einspart. Daher kommt es im Laufe der Zeit zu einer Verlagerung von der unmittelbaren Produktionsarbeit zur unproduktiven allgemeinen Arbeit. Im Zuge dieser Entwicklung steigt der Anteil der unproduktiven Wissensarbeit immer weiter an, während die unmittelbare Produktionsarbeit immer weniger wird. Hier wird sichtbar, dass in dem Abschmelzen der Masse produktiver Arbeit und dem Anwachsen unproduktiver ein immanentes Krisenpotential des Kapitals steckt, denn Wissensarbeit (also etwa die Arbeit von F + E-Abteilungen) muss letztlich vom produzierten Mehrwert bezahlt werden.³⁰

eingestellt wird. Im ersten Fall müsste sich jedes Einzelprodukt um 1000 Euro, im zweiten um einen Euro verteuern.

²⁸ Ferner findet die Wissensproduktion auch in bestimmten staatlichen Einrichtungen wie etwa Universitäten und Forschungsinstituten statt.

²⁹ Siehe auch Fußnote 27.

³⁰ Manche Produkte der Wissensproduktion werden – vermittelt über die Zirkulationssphäre – dazu genutzt, eine Monopolrente einzustreichen. Das passiert z.B. mit Computerprogrammen, die für nicht selten hohe Preise verkauft werden, obwohl in jedem einzelnen von ihnen kaum zurechenbare Arbeit steckt. Dieses Einstreichen der Monopolrente macht die ursprüngliche Wissensarbeit natürlich nicht zur produktiven Arbeit. Näheres hierzu folgt in einem gesonderten Abschnitt weiter unten.

Auslagerung von unproduktiver Arbeit an kapitalistische Unternehmen

Es ist typisch für die kapitalistische Produktion, dass eingesetztes Kapital nach der Vollendung der Produktionsphase eine gewisse Zeit in Form fertig produzierter Waren in der Zirkulationsphase verbringen muss. In dieser Zeit steckt es gewissermaßen fest und kann nicht weiter verwertet werden. Daher ist eine möglichst kurze Zirkulationszeit aus Sicht des Kapitals absolut wünschenswert, denn je schneller die Austauschprozesse abgewickelt werden können, um so schneller kehren die betreffenden Wertanteile zum fungierenden Kapital zurück und können dort erneut investiert werden.³¹ Aus diesem Grund gibt es auch bestimmte Dienstleister (Zwischenhändler, Handelsvertreter, Makler etc.), deren Geschäft allein darin besteht, die Zirkulationszeit zu verkürzen. Diese Dienstleistungen sind in der Mehrzahl der Fälle selbst *kapitalförmig organisiert*. D.h. es gibt bestimmte Betriebe mit angestellten Arbeitskräften, denen ein Teil ihrer Arbeitszeit als Lohn vergolten wird, während ein anderer Teil als unbezahlte Mehrarbeit dem betreffenden Kapital zugeschlagen wird. Dieser Umstand nährt die Illusion, dass es sich bei den Verrichtungen der betreffenden Arbeitskräfte um produktive Arbeiten handelt. Das Prinzip, dass ein Teil der Arbeitszeit bezahlt wird, ein anderer Teil aber nicht, gilt für *alle* Arbeitskräfte, die in einem Kapitalverhältnis stehen – also *auch für unproduktive Arbeiter!* Auch hier eignet sich das Kapital Mehrarbeit an – wenn auch nur unproduktive.

Woher stammt aber bei solchen Betrieben der Wert, den diese sich aneignen? Ganz einfach: Aus dem Mehrwert des beauftragenden Unternehmens: »Die Zirkulationsagenten müssen bezahlt werden durch die Produktionsagenten« (MEW 24, S. 129). Mit anderen Worten: Die unproduktiven Kapitale beziehen ihre Gewinne daraus, dass ein Teil des Mehrwerts, der von dem beauftragenden Kapital geschaffen wurde, an sie weiter gereicht wird.³² Wir haben es also »mit

³¹ Insofern »hängt es also von der Geschwindigkeit der Zirkulation ab, der Zeit, worin sie zurückgelegt wird, wieviel Produkte in einem gegebenen Zeitraum produziert werden können; wie oft sich das Kapital in einem gegebenen Zeitraum verwerten kann, seinen Wert reproduzieren und vervielfältigen« (MEW 42, S. 443).

³² »Das merkantile Kapital [...] eignet sich einen Teil dieses Mehrwerts an, indem es diesen Teil vom industriellen Kapital auf sich übertragen läßt. Es ist nur durch seine Funktion der Realisierung der Werte, daß das Handelskapital im Reproduktionsprozeß

einem Kapital zu tun, das am Profit teilnimmt, ohne an seiner Produktion teilzunehmen« (MEW 25, S. 295). Dessen Beitrag ist, in Wertgrößen betrachtet, negativ, denn es geht dem Gesamtkapital (d.h. der Gesamtheit von allen Einzelkapitalen) Geld bzw. Wert in Form von Lohn- und Sachkosten verloren. Aber indem ein Handelskapital die Kosten der Zirkulation vermindern hilft, leistet es dennoch einen hilfreichen Beitrag zur Kapitalakkumulation. Der Nutzen solcher Zirkulationsagenten besteht darin, dass ein geringerer Teil der Arbeitskraft und Arbeitszeit der Auftraggeber in unproduktiven Funktionen gebunden wird, wodurch sich die Zirkulationskosten vermindern (siehe auch MEW 24, S. 134).

Auch die Unternehmen, in denen ausschließlich unproduktive Arbeit geleistet wird, akkumulieren Kapital. Sie akkumulieren allerdings nicht Mehrwert, den sie ursprünglich selbst geschaffen haben, sondern einen Teil des Mehrwerts, der ursprünglich bei ihren Auftraggebern geschaffen wurde. Diese Akkumulation ereignet sich über den Umweg der unbezahlten Mehrarbeit der eigenen Beschäftigten, weswegen es den *Anschein* hat, dass es sich um selbst erzeugten Mehrwert handelt.³³ Denn da auch unproduktive Kapitale Gewinn machen wollen, gibt es bei ihnen zwar keine mehrwertschöpfende, sehr wohl aber unbezahlte Mehrarbeit. Die dort beschäftigten Arbeitskräfte erzeugen keinen originären Mehrwert, sondern sorgen vielmehr dafür, dass Mehrwert aus wertproduktiven Unternehmen zu ihren wertunproduktiven Unternehmen übertragen wird. Dabei mag es bei oberflächlicher Betrachtung so erscheinen, dass letztere Produktiv sind, denn sie machen ja Gewinne. Aber der diesen Gewinnen zugrunde liegende Mehrwert entstammt nicht aus eigener Tätigkeit.³⁴ Auch hier wird also die verrichtete Arbeit wieder einmal von Mehrwert bezahlt.

Der *Lohn* solcher unproduktiven Arbeiten geht dem Gesamtkapital übrigens ganz verloren und der entsprechende Wert wird vernichtet. Die *unbezahlte Mehr-*

als Kapital fungiert und daher, [...] aus dem vom Gesamtkapital erzeugten Mehrwert zieht.« (MEW 25, S. 304 f.).

³³ »Die Teilung der Arbeit, die Verselbständigung einer Funktion, macht sie nicht produkt- und wertbildend, wenn sie es nicht an sich, also schon vor ihrer Verselbständigung ist« (MEW 24, S. 136).

³⁴ »Wie die unbezahlte Arbeit des Arbeiters dem produktiven Kapital direkt Mehrwert, schafft die unbezahlte Arbeit der kommerziellen Lohnarbeiter dem Handelskapital einen Anteil an jenem Mehrwert« (MEW 25, S. 305).

arbeit führt dagegen dazu, dass der entsprechende Wert von einem (produktiven) Einzelkapital zu einem anderen (unproduktiven) Einzelkapital übertragen wird.

Staat

Bei Arbeiten, die im Rahmen des Staates organisiert werden, handelt es sich in den meisten Fällen schon allein deshalb nicht um produktive Arbeit, weil kein Kapital daran beteiligt ist. Hier trifft also bereits das erste Kriterium zu. Das zweite kommt aber außerdem noch hinzu, da häufig die Unternehmen über Steuern, Gebühren etc. zur Finanzierung der staatlichen Leistungen herangezogen werden.

Die entsprechenden Arbeiten bzw. deren Produkte haben die Funktion, den kapitalistischen Verwertungsprozess überhaupt erst zu ermöglichen und darüber hinaus für seinen möglichst reibungslosen Ablauf zu sorgen. Sie dienen etwa in Form der Gesetzgebung – beispielsweise des Vertragsrechts – sowie der Gewährleistung der inneren und äußeren Sicherheit, der Durchsetzung von Besitzansprüchen etc. dazu, dem Kapital die Voraussetzungen seiner Existenz zu verschaffen. Dabei geht es vor allem um die garantierte *Sicherung des Privateigentums*, denn ohne diese wäre Kapital und daran orientiertes Handeln schlicht nicht möglich. Ferner stellt der Staat in Form der öffentlichen Daseinsfürsorge wichtige Voraussetzungen, etwa in Form des Bildungs- und Gesundheitswesens, damit dem Kapital auch *genügend qualifizierte und gesunde Arbeitskräfte zur Verfügung* stehen, sowie einer allgemeinen Infrastruktur, etwa das öffentliche Verkehrswesen und das Straßennetz, um den Transport von Waren zu ermöglichen und zu sichern. Nicht zuletzt dient das staatlich unterhaltene Sozialwesen für alle, die ihren Lebensunterhalt nicht durch Arbeit bestreiten können – wie etwa Rentner, Arbeitslose, Invaliden etc. – zur *inneren Befriedung* des kapitalistischen Verwertungsgeschehens.

Kurz: »Der bürgerliche Staat hat [...] primär die Funktion der Stützung und Absicherung eines möglichst reibungslosen Ablaufs der Kapitalverwertung« (Czasny 2018, S. 32). Das erfordert eine Vielzahl spezifischer Arbeiten, die nicht wertschöpfend sind und daher tote Kosten verursachen (siehe Kalmring 2003, S. 3), aber alle für den Bestand der kapitalistischen Gesellschaftsordnung mehr oder weniger unverzichtbar sind. Die öffentlichen Angestellten und Beamten, die die

entsprechenden Arbeiten übernehmen, sind fast alle unproduktive Arbeiter.³⁵ Da sie dennoch entlohnt werden müssen, müssen die entsprechenden Gelder durch *Mehrwertabschöpfungen*³⁶ in Form von Steuern, Abgaben und Gebühren herbeigeschafft werden. Wie man sieht, trifft auf die Staatstätigkeit nicht nur das erste Kriterium für unproduktive Arbeit zu, sondern auch das allgemeine Merkmal, von Mehrwert bezahlt zu werden.³⁷

Zusammenfassung

Beim Durchgang durch die Liste hat sich gezeigt, dass unproduktive Arbeiten notwendige Voraussetzungen für das Funktionieren entweder des jeweiligen Einzelkapitals oder der kapitalistischen Gesellschaft als Ganze bereitstellen und daher unverzichtbar sind. Dennoch sind sie ihrerseits nicht wertschöpfend, da sie keinen Mehrwert schaffen, sondern vielmehr von ihm zehren. Das Merkmal, wonach unproduktive Arbeiten aus Mehrwert bezahlt werden müssen, hat sich als schlüssig herausgestellt. Demnach verzehrt unproduktive Arbeit Teile des Mehr-

³⁵ Die einzige Ausnahme sind Arbeiten für Infrastrukturgüter, die als konkret zuordenbare Dienstleistungen (z.B. Bus- oder Bahnfahrten) gewährleistet werden und dann jeweils bezahlt werden müssen (siehe Samol 2006, S. 109). Hier kann man von einem kapitalähnlichem Verhältnis (ebd.) sprechen, wobei Geld unter staatlicher Regie als Kapital eingesetzt wird. Die entsprechenden Arbeiten sind daher (zumindest potenziell) produktiv. Allerdings kann der Staat jederzeit beschließen, den dabei entstehenden Mehrwert abzuschöpfen und für andere Zwecke als zur Akkumulation einzusetzen, was die betreffende Arbeit dann letztlich doch zur *unproduktiven* oder zumindest zur *nicht-produktiven Arbeit* macht.

³⁶ Man kann hier einwenden, dass es sich nicht um bloße Mehrwertabschöpfungen handelt. Da auch Arbeiter:innen und andere Menschen zur Kasse gebeten werden, finden im Grunde auch Lohnabschöpfungen statt. Das läuft aber im Rahmen der marxischen Theoriearchitektur letztlich auf das Gleiche hinaus. Denn durch solche Lohnabschöpfungen steigen die Reproduktionskosten der Arbeitskräfte, was letztlich auch wieder zu Lasten des Mehrwerts geht. So oder so beschneiden die Kosten der Staatstätigkeit mithin den Umfang des Mehrwerts.

³⁷ Aus dem Heranziehen des Mehrwerts rühren übrigens auch die beharrlichen Bestrebungen von Seiten der Wirtschaft, die Staatsausgaben auf ein Minimum zu reduzieren. Da der Staat jedoch gleichzeitig die Aufgabe hat, einen optimalen Lebensraum für das Kapital bereitzustellen und abzusichern, fallen Kostenreduzierungen letztlich wieder negativ auf das Kapital zurück (Samol 2006, S. 108).

werts, senkt dadurch den Profit und behindert somit die Kapitalakkumulation. Aber dieses Merkmal ist häufig nur nach eingehenden Analysen zu erkennen und daher alles andere als klar. Es gibt aber noch ein schärferes, eindeutigeres und tiefer ansetzendes Kriterium, das zudem eindeutig mit diesem Merkmal einher geht und sogar direkt zu ihm hinführt. Um genau dieses Kriterium soll es im folgenden Kapitel gehen.

4. Die neue Begründung der Unterscheidung

Wir suchen hier nach der klaren Bestimmbarkeit all jener Fälle von Arbeit, in denen das erste Kriterium für produktive Arbeit erfüllt ist, die aber trotzdem unproduktiv sind. Wie schon wiederholt erwähnt, lautet das erste Kriterium für produktive Arbeit, dass sie in einem Kapitalverhältnis verrichtet wird. Das hat einen ganz offensichtlichen Grund, denn »der kapitalistische Produktionsprozeß ist [...] ein Prozeß, der unbezahlte Arbeit absorbiert« (MEW 26.1., S. 376). Dabei verwandelt sich die ursprünglich lebendige Arbeit der Arbeitskräfte in vergegenständlichte, tote Arbeit. Alles, was das Kapital ausmacht, war einmal lebendige Arbeit, die zu toter wurde als sie sich in Kapital verwandelte. Tote Arbeit ist mithin die vergegenständlichte Substanz des Kapitals, und Wert-Akkumulation bedeutet genau dies: lebendige Arbeit in tote zu verwandeln. Kurzgefasst: *Jede Arbeit, die vom lebendigen zum toten Zustand wechselt und vom Kapital inkorporiert wird, ist produktive Arbeit.* »Das Kapital ist verstorbene Arbeit, die sich nur vampyrmäßig belebt durch Einsaugung lebendiger Arbeit und um so mehr lebt, je mehr sie davon einsaugt« (MEW 23, S. 247, vergl. auch MEW 42, S. 545) Produktive Arbeit nährt also jenen »Vampir« namens Kapital. Unproduktive Arbeit scheint dies aus irgendeinem Grund nicht zu tun. Aber aus welchem?

Wir kennen schon das von Marx stammende Merkmal, dass unproduktive Arbeit von Mehrwert bezahlt wird, der dann nicht zur Akkumulation zur Verfügung steht und insofern einen Verlust für das Kapital darstellt. Das ist plausibel, aber dieser Umstand ist lediglich eine *Folge*, für die es eine *tiefer liegende Ursache* geben muss.

Das zweite Kriterium

Was zeichnet nun also Arbeiten aus, die *in* einem kapitalistischen Unternehmen verrichtet werden, dort aber nicht produktiv sind? Den entscheidenden Fingerzeig fand ich bei der Lektüre von Stefan Kalmrings Text *Produktive und unproduktive Arbeit vom Standpunkt des Kapitals*. Dort schreibt Kalmring (2003, S. 95): »Sie (die unproduktive Arbeit, PS) wird nicht zum Zwecke der Verwertung, sondern zum Zwecke des Erhalts eines bestimmten Gebrauchswerts getauscht«. Gemeint ist hier, dass es dem *Kapital* um einen bestimmten Gebrauchswert geht, den es selbst konsumiert.

Schauen wir zunächst einmal kurz, was passiert, wenn *Menschen* ein bestimmtes Produkt konsumieren. Dann nehmen sie den Gebrauchswert des Produkts in Anspruch und vernichten oder verschleißten ihn. Genau das drückt ja der einfache Austausch W-G-W aus. Dabei ist am Ende der Lebenszeit des Produkts nicht nur der Gebrauchswert, sondern auch der Wert der Produkts erloschen.³⁸ Kurz: Das Produkt ist konsumiert und Wert und Gebrauchswert sind vernutzt und vernichtet. Sofern Menschen ein Produkt konsumieren, müssen sie dieses jedoch – in der Regel von einem Kapital – erwerben. Dadurch erhält das Kapital den Gegenwert des Produkts in Form von Geld und die Vernichtung des Produkts (einschließlich seines Werts) liegt allein auf der Seite des konsumierenden Menschen.

Was ist aber nun, wenn *das Kapital* bestimmte Produkte oder Dienstleistungen *selbst konsumieren* muss? Schließlich gibt es bestimmte Produkte, die gar nicht für die menschliche Bedürfnisbefriedigung bestimmt sind. Etwa Buchhaltung, die Bewachung von Produktionsanlagen oder der Verkauf von Waren. Die Produkte dieser Arbeiten wie Lohnabrechnungen, Schutz vor Vandalismus oder Diebstahl sowie die Abwicklung von Zahlungstransfers sind für den Kapitalprozess unerlässlich. Das Kapital benötigt diese Produkte und wir können daher auch sagen, diese werden vom Kapital selbst konsumiert und dabei vernichtet.

Dabei haben diese Produkte durchaus Warencharakter, zumal wenn wir davon ausgehen, dass sie als Dienstleistung eingekauft werden. Den Prozess des Erwerbs und des Konsums dieser Waren, die zugleich verbraucht werden, können wir nunmehr als die Vermittlung von Waren in einfacher Form, also als W-G-W begreifen. Ein Teil der Wertproduktion W eines wertproduktiven Unternehmens tauscht sich gegen G aus, wofür dieses Unternehmen wiederum die spezifische Ware W z.B. eines Lohnbuchhaltungsunternehmens oder einer Über-

³⁸ Oft, aber nicht immer, erhalten und erneuern Menschen durch diesen Produktkonsum ihre eigene Arbeitskraft. Nicht immer, weil zum einen auch nicht-arbeitende Menschen konsumieren, zum anderen, weil nicht jeder Produktkonsum der Erhaltung der Arbeitskraft dient – so wäre z.B. zumindest zu überlegen, ob Konsum von Zigaretten nicht eher schädlich ist. Aber auch im Fall der Erneuerung von Arbeitskraft findet keine Erhaltung von Wert statt. Der Wert der verzehrten Produkte wird in jedem Fall vernichtet, auch dann, wenn der Konsum von Lebensmitteln Arbeitskräfte zugleich wieder in die Lage versetzt, weiter am kapitalistischen Betrieb teilzunehmen und dort *neuen (!) Wert zu setzen*.

wachungsfirma kauft. Diese Ware wird dann im Produktionsprozess konsumiert. Das Produkt der eingetauschten Ware wie ihr Wert verschwindet im Konsum. Wie man sieht, bleibt die einfache Vermittlung W-G-W auch dann erhalten, wenn die Form G-W-G' der wesentliche Prozess ist. Aus der Perspektive der Arbeitskräfte geht es ohnehin immer nur um W-G-W, also um den Erwerb von Lebensmitteln (das zweite W), wofür sie zuvor die eigene Arbeitskraft (das erste W) verkaufen mussten. Die einfache Vermittlung W-G-W ist allein schon in Bezug auf die Arbeitskraft nicht verschwunden, sondern stattdessen zu einer von der Kapitalbewegung abhängigen Vermittlungsform geworden.

W-G-W findet sich aber nicht nur auf der Ebene der Arbeitskräfte, sondern auch beim Kapital. Beim ihm selbst ist eine ganz spezifische Gebrauchswert-Dimension vorhanden. Das Kapital ist auf ganz bestimmte, konkrete Produkte und die Herstellung dieser Produkte (wobei es sich zum allergrößten Teil um Dienstleistungen handelt) angewiesen, die eine gewisse Analogie zu den sinnlich-stofflichen Bedürfnissen von Menschen darstellen.

Es wäre nun unangemessen, bei den Bedürfnissen des Kapitals generell von *sinnlich-stofflichen Bedürfnissen* zu sprechen, denn Kapital hat unter anderem auch übersinnlich-gesellschaftliche Bedürfnisse (beispielsweise die Abwicklung des Verkaufs von Waren) sowie Bedürfnisse, die auf der Formebene angesiedelt sind (beispielsweise die rechtliche bzw. staatliche Ebene, die dafür nötig ist, dem Verwertungsgeschehen einen stabilen und verlässlichen Rahmen zu gewährleisten). Daher muss ein anderer Begriff gefunden werden, der allerdings analog zu den sinnlich-stofflichen Bedürfnissen der Menschen ist. Ich schlage den unverfänglichen Begriff der *spezifischen Kapitalbedürfnisse* vor. Wichtig ist in diesem Zusammenhang vor allem, dass die *einfache Vermittlung W-G-W auch beim Kapital* stattfindet. Genau dieser Umstand ist *die logische Grundlage der unproduktiven Arbeit*. Die entscheidende Frage im Zusammenhang mit der Feststellung, ob eine Arbeit produktiv oder unproduktiv ist, lautet mithin: Wer verzehrt bzw. verbraucht das Endprodukt – das Kapital oder die Menschen?

Wenn die Arbeitsprodukte vom Kapital selbst verbraucht werden, handelt es sich um *unproduktive Arbeit*. Die entsprechenden Produkte sind beispielsweise notwendig, weil sie den Rahmen des Kapitalprozesses bilden bzw. ohne sie der Produktionsprozess stockt oder zumindest suboptimal läuft. Wenn das Kapital diese Produkte aber selbst verbraucht, dann kann es weder die notwendige (loh-

nersetzende), noch die unbezahlte (also mehrwertschöpfende) Arbeit zu Markte tragen. Schließlich hat es die betreffenden Produkte ja selbst in Anspruch genommen, verbraucht und dabei auch ihren Wert vernichtet. Die entsprechenden unproduktiven Arbeitskräfte sowie ihre Arbeit und ihre Produkte sind für den Verwertungsprozess zwar notwendig, aber *Notwendigkeit* ist kein hinreichendes Kriterium produktiver Arbeit (siehe auch Kalmring 2003, S. 101). Das Wesentliche ist, dass die unproduktive Arbeit, die das Kapital konsumiert, sich nicht an der Ware vergegenständlicht. Im Gegensatz zu produktiver Arbeit, die sich als Tauschwert an einem erzeugten Gebrauchswert darstellt. Mit anderen Worten bedeutet dies, dass das Kapital sich zum Ergebnis der unproduktiven Arbeit nicht im Sinne einer weiterverkäuflichen Ware und ihres erzeugten Tauschwerts verhalten kann. Sondern das Kapital konsumiert vielmehr selbst ihren Gebrauchswert, ohne einen Tauschwert zu erzeugen. Marx schreibt hierzu: »Die Ware wird erst Ware, realisiert sich erst als Tauschwert, sofern ihr Besitzer sich *nicht* zu ihr als Gebrauchswert verhält« (MEW 42, S. 767, Hervorhebung von mir, PS). Zum Produkt von unproduktiver Arbeit kann sich das Kapital aber nur als *Gebrauchswert* verhalten, den es konsumiert. Es läuft letztlich darauf hinaus, dass *produktive* Arbeit sich aus der Sicht des Kapitals nur in solchen Waren darstellt, die am Ende in den Konsum *durch Menschen* einmünden. Um an solche Waren zu gelangen, müssen Menschen ihre Arbeitskraft hergeben, wobei sie im Zusammenhang mit einem Kapital Wert und Mehrwert schaffen.³⁹ Etwas anderes ist es, wenn das Kapital die Arbeitsprodukte selbst gebraucht. Darunter fallen neben der hier bereits wiederholt genannten Buchhaltung auch andere Aufwendungen zur Betriebsorganisation, Werbung für Produkte und im weiteren auch Agenten und Institutionen im Finanzbereich sowie auch solche, die zur Aufrechterhaltung des kapitalistischen Systems als Ganzes benötigt werden (Polizisten, Beamte, und dergleichen mehr).⁴⁰ Hier wird nämlich die produzier-

³⁹ Dabei muss der konsumierende Mensch nicht zwangsläufig derselbe wie der produzierende sein. Im Falle von Ausgaben für Familienmitglieder, Geschenken, Spenden, Zwangsabgaben etc. handelt es sich beispielsweise um verschiedene Menschen.

⁴⁰ Für Letztere trifft zwar bereits der Umstand zu, dass sie ihre Arbeit gar nicht erst in einem Kapitalverhältnis verrichten, weil sie vom Staat bezahlt werden. Es würde aber auch nicht helfen, ihre Dienste, sofern das überhaupt möglich ist, zu privatisieren, weil auch in diesem Fall das Kapital der Endkonsument ist – und nicht Menschen.

te Ware nicht von natürlichen Personen verzehrt und benötigt, sondern vom Kapital oder mit ihm notwendig zusammenhängenden (von ihm abhängigen, zugleich aber auch von ihm benötigten) Institutionen. Deren Konsum wird nicht von Menschen bezahlt, sondern kann in letzter Instanz nur vom Kapital selbst – sprich von Mehrwert bzw. Profit – bestritten werden.

Wert und Mehrwert erhält das Kapital also nur dann, wenn es die unter seinem Kommando produzierte Ware nicht selbst konsumiert. Dann erhält sich die Wertsubstanz für das Kapital. Konsumiert das Kapital dagegen selbst den Gebrauchswert, dann vernichtet es auch den Wert. Es hält nichts mehr in der Hand, das es selbst weitergeben kann. Anders ausgedrückt kann das Kapital den Wert der unter seinem Kommando produzierten Produkte nur dann erhalten, wenn es sich gegenüber »dem bestimmten Inhalt der Arbeit, ihrer besonderen Nützlichkeit oder dem eigentümlichen Gebrauchswert, worin sie sich darstellt« (MEW 26.1., S. 376) völlig gleichgültig verhält. Denn wenn Arbeit produktive Arbeit sein soll, dann besteht der *Gebrauchswert der Arbeitskraft aus Sicht des Kapitals* nicht in den Eigenschaften der bestimmten Produkte, welche diese herstellt, sondern in der Tatsache, dass sie der Ware Arbeitssubstanz, sprich Wert, zusetzt: »Produktive Arbeit zu sein (ist) eine Bestimmung der Arbeit, die zunächst *absolut nichts zu tun hat mit dem bestimmten Inhalt der Arbeit*, ihrer besondern Nützlichkeit oder dem eigentümlichen Gebrauchswert, worin sie sich darstellt« (MEW 26.1., S. 376, Hervorhebung von mir, PS), sondern sie besteht darin, dem Produkt völlig *abstrakten* Wert zuzusetzen. Dieser spezielle Gebrauchswert der Arbeitskraft ist also gerade keiner, den das Kapital *spezifisch für* sich selbst beansprucht, sondern besteht vielmehr in der Fähigkeit, Wert inklusive Mehrwert zu setzen. Das Produkt selbst *muss* dem Kapital also *gleichgültig im Sinne von prinzipiell austauschbar sein!* Es kann im Grunde eine völlig beliebige Ware sein, so lange es nur überhaupt eine Ware ist, die sich an Menschen verkaufen lässt.

Wird dagegen der Gebrauchswert in *spezifischer Weise* (sprich analog zum sinnlich stofflichen Gebrauchswert bei Menschen) vom Kapital selbst in Anspruch genommen, dann wird vom Kapital kein Mehrprodukt *angeeignet*, sondern vielmehr das Produkt selbst und damit auch sein Wert *verbraucht und vernichtet*. Unproduktive Arbeiten stellen also ganz bestimmte Gebrauchswerte her, gegen-

über denen das Kapital gerade *nicht gleichgültig* sein kann, weil es diese selbst benötigt.

Das gilt übrigens sowohl für einzelne Kapitale wie auch auf der Ebene des Gesamtkapitals. Auf der Ebene des Gesamtkapitals geht es um den Erhalt der kapitalistischen Gesellschaftsform. Wenn ein Staat etwa in seiner Funktion als Rechtsstaat das Privateigentum garantiert, als Garant der Daseinsfürsorge für eine funktionierende Verkehrsinfrastruktur sorgt oder als Sozialstaat die Befriedung der Gesellschaft sicherstellt, dann sorgt er damit für eine Umgebung, in der sich das Kapital wohlfühlt und gedeihen kann. Der Staat sorgt damit gewissermaßen für die »Behausung« des Gesamtkapitals. Und um diese »Behausung« zu schaffen, müssen spezifische Gebrauchswerte bereitgestellt werden: Diese entsprechen *spezifischen Kapitalbedürfnissen*, die den Verwertungsprozess erst ermöglichen.

Die bisherigen Ausführungen lassen sich wie folgt resümieren: Die Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit beruht letztlich darauf, wer der Verbraucher ist: Mensch oder Kapital.

1. Erfolgt der Verzehr des betreffenden Arbeitsprodukts durch Menschen, handelt es sich um produktive Arbeit. Die Ware wird *nach* dem Verkauf von einem menschlichen Käufer verzehrt. Wert und Mehrwert bleiben beim Kapital, die es beim Verkauf der Ware komplett in Form von Geld erhält. Für den Gegenwert des Produkts muss ferner ein Mensch Arbeit leisten.⁴¹ Bekanntlich mehr, als seine Lebensmittel wert sind. Dieses Mehr, nämlich der Mehrwert, wird vom Kapital akkumuliert. Wir haben es in diesem Fall mit produktiver Arbeit zu tun.
2. Unproduktive Arbeit liegt vor, wenn die Ware nicht an Menschen verkauft, sondern vom Kapital selbst vernutzt wird. Es gebraucht das Produkt, um sich zu reproduzieren bzw. seine Voraussetzungen aufrecht zu erhalten. Wenn das Kapital ein Produkt aufzehrt – z.B. weil es zur Selbstorganisation die Arbeit eines Buchhalters benötigt – dann hat es das Produkt selbst verbraucht und damit vernichtet. Dafür muss es den Arbeitslohn (und außerdem den Wert der in das Produkt eingegangenen Produktionsmittel) zahlen, was das Kapital vermindert.

⁴¹ Das muss, wie schon gesagt, nicht zwingend derselbe wie der Konsument sein.

Im ersten Fall wird Mehrwert realisiert und der Arbeitslohn ersetzt, im zweiten Fall gibt es keinen Mehrwert (sondern lediglich unbezahlte Mehrarbeit) und die Lohnkosten sind für das Kapital verloren (und müssen vom Mehrwert der anderen, produktiven Arbeiten bezahlt werden). Für das Kapital sind die Löhne, die an unproduktive Arbeiter gezahlt werden müssen, verlorene Kosten. Sie stellen Abzüge von der Summe dar, die als Wert und Mehrwert der produktiven Arbeit beim Kapital bleibt. Die Lohnkosten für die Produkte unproduktiver Arbeit werden damit letztlich von Mehrwert bezahlt (statt diesen zu vermehren).

Damit ist unproduktive Arbeit, vom Standpunkt der Wertverwertung aus betrachtet, Sand im Getriebe der Akkumulation. Gerade *weil* ihr Arbeitsprodukt (der konkrete bzw. spezifische Gebrauchswert) vom Kapital benötigt wird. Zusammengefasst kann man sagen, dass das Kapital durch produktive Arbeit Mehrwert akkumuliert, bei unproduktiver Arbeit dagegen Lohnkosten verliert und *de-akkumuliert*.

Man kann es auch folgendermaßen ausdrücken: Kapital ist nichts anderes als getane und vergegenständlichte, kurz *tote* Arbeit. Es existiert dadurch, dass es sich ständig mit lebendiger Arbeit austauscht und sich weitere lebendige Arbeit aneignet, die dabei selbst zu toter Arbeit wird. Dadurch wächst die tote Arbeit (also das Kapital) ständig an. Das nennt Marx Kapitalakkumulation. Bei unproduktiver Arbeit ereignet sich das Gegenteil. Hier muss die tote Arbeit einen Teil ihrer Substanz in Form von Lohnzahlungen abgeben. Die tote Arbeit verliert dadurch an Substanz. Das ist das Gegenteil von Akkumulation, also De-Akkumulation.

Produktive Arbeit führt zur Akkumulation:

Lohnkosten sind hier neutral; sie müssen zwar vorgeschossen werden, kommen aber beim Verkauf der Ware wieder herein. Der Mehrwert kann angehäuft werden, führt zum Zuwachs und damit zur Akkumulation

Unproduktive Arbeit führt zu De-Akkumulation:

Lohnkosten müssen gezahlt werden; der entsprechende Wert geht dem Kapital verloren und lässt es schrumpfen. Es findet De-Akkumulation statt, weil Kapital, das Produkte unproduktiver Arbeit verzehrt, schrumpft.

Der Gebrauchswert hat sich damit als *die Schlüsselkategorie* zur Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit herausgestellt. Eine Ar-

beit ist dann produktiv, wenn ihr Produkt einen Gebrauchswert für konkrete Menschen darstellt (wie etwa Brot, Schuhe oder Betten), unproduktiv dagegen, wenn ihr Produkt einen Gebrauchswert für das Kapital darstellt (Warenverkauf, Buchhaltung, Geldverwaltung etc.). Es muss also darauf geachtet werden, *wer* bzw. *was* den konkreten Nutzen an dieser Arbeit hat. Wessen konkreter bzw. sinnlich-stofflicher/spezifischer Gebrauchswert es ist, dessen Wertverlust ist es!

Verwirrung durch Spezialisierung bestimmter Betriebe auf unproduktive Arbeiten

Wie bereits häufiger erwähnt, besteht Kapital aus getaner und vergegenständlichter (oder kurz: *toter*) Arbeit. Also dadurch, dass es sich ständig mit lebendiger Arbeit austauscht und sich weitere lebendige Arbeit aneignet, die dabei selbst zu toter Arbeit wird. Bei unproduktiver Arbeit ereignet sich das Gegenteil. Hier muss die tote Arbeit einen Teil ihrer Substanz in Form von Lohnzahlungen abgeben und wird dadurch weniger. Das passiert deswegen, weil sie selbst auf bestimmte Gebrauchswerte angewiesen ist, um ihre kapitalspezifischen Bedürfnisse zu befriedigen, was man auch durch die Formel W-G-W ausdrücken kann.

Nun gibt es bestimmte Unternehmen und sogar ganze Wirtschaftssektoren, die ausschließlich auf die Verrichtung unproduktiver Arbeiten spezialisiert sind.⁴² Das wurde oben ja bereits gezeigt und an vielen Beispielen erläutert. Auch Arbeiten, die hier verrichtet werden, besitzen die Form der Lohnarbeit und verschaffen dem darauf spezialisierten Unternehmen einen Profit. Wenn man die Bilanzen solcher Unternehmen allein für sich betrachtet, dann fällt der un-

⁴² Zur Frage der Erkennbarkeit von produktiver Arbeit existiert übrigens ferner die Auffassung, wonach Arbeit genau dann produktiv ist, wenn sich um eine getrennte Privatarbeit handelt, bei welcher die Arbeit genau in zurechenbare Einzelprodukte eingeht. Dieses Kriterium ist zwar wichtig zur Abgrenzung von allgemeiner Arbeit (z.B. Forschung, die Wissen für die ganze Welt schafft oder die Bereitstellung von Infrastruktur, die jederzeit unproblematisch genutzt werden kann), reicht aber für sich genommen auch nicht aus. Denn beispielsweise bei der Buchhaltung und ähnlichen externalisierten unproduktiven Arbeiten, die als Dienstleistungen von speziellen Unternehmen angeboten werden, trifft das Kriterium der getrennten Privatarbeit und der genauen Zurechenbarkeit zu – und dennoch handelt es sich bei Buchhaltung und Co. um unproduktive Arbeit.

produktive Charakter nicht auf, da man dann nur die ökonomische Oberfläche betrachtet. Diese Unternehmen arbeiten natürlich profitorientiert und streben eine Vermehrung ihres jeweils eingesetzten Kapitals an. All diese Firmen bieten ihre Dienste anderen Einzelkapitalen an und lassen sich von ihnen bezahlen. Dabei machen jene Dienstleister natürlich Gewinn. Ihre Tätigkeit führt zu jeweils eigenen Profiten, zugleich verringert sich durch ihre Tätigkeit aber der Profit des Gesamtkapitals.⁴³ Das liegt daran, dass der Profit der unproduktiven Dienstleister aus Mehrwert bezahlt wird, der von ihren Auftraggebern stammt. Dieser Mehrwert wird einfach an die unproduktiven Dienstleister weitergegeben.

Natürlich können auch unproduktive Wirtschaftssektoren ihre Arbeit rationalisieren, denn »Kosten, da sie an und für sich zu den *faux frais de production*⁴⁴ gehören, müssen auf das unentbehrliche Minimum reduziert werden« (MEW 26.1., S. 273). Durch Effizienzsteigerungen können Ressourcen freigesetzt werden, die dann eventuell sogar produktiv verwendet werden können. Wichtig ist, dass die dort beschäftigten Arbeitskräfte *keinen originären Mehrwert* schaffen, sondern vielmehr dazu beitragen, dass der Mehrwert aus den wertproduktiven Unternehmen jeweils zum wertunproduktiven Unternehmen übertragen wird. Dabei mag es so erscheinen, dass letzteres produktiv ist, denn es macht ja für sich allein betrachtet Gewinne. Dieser Anschein sorgt häufig für Verwirrung. Um diese aufzulösen, muss man sich klar machen, dass der diesen Gewinnen zugrunde liegende Mehrwert nicht aus der eigenen Tätigkeit stammt. Daher handelt es sich, vom Standpunkt des Gesamtkapitals aus betrachtet, nicht um produktive Arbeiten, weil durch ihre Verausgabung die gesamte Wertmenge der Gesellschaft nicht anwächst (siehe auch Kalmring 2003, S. 6).

Ein relativ neues Phänomen: Software

Eine Sonderform der allgemeinen Wissensproduktion, die weiter oben in Kapitel 3. im Abschnitt »Wissensarbeit« diskutiert wurde, ist die Entwicklung und der

⁴³ Gesamtkapital bedeutet hier schlicht, dass *sämtliche* Unternehmen, sprich Einzelkapitale – produktive wie unproduktive – zusammengezählt und als *eine Größe* betrachtet werden.

⁴⁴ Kosten, die durch die Anwendung unproduktiver Arbeit entstehen, nannte Marx auch gern »*faux frais*« (dt. in etwa »tote Kosten«).

Verkauf von Software. Im besagten Abschnitt wurde gesagt, dass es sich bei der allgemeinen Wissensproduktion um unproduktive Arbeit handelt, da diese in den bestimmten Forschungs- und Entwicklungsabteilungen (F+E-Abteilungen) der Unternehmen verrichtet wird, um den Unternehmen neue Produktionsmöglichkeiten zu ermöglichen. Auch hier handelt es sich um »Eigenkonsum« des Kapitals und somit um unproduktive Arbeit.

Nun ist es aber so, dass auch Menschen entwickelte Software gebrauchen, beispielsweise das Schreibprogramm, das ich gerade benutze. Hier wird also von betriebseigenen F+E-Abteilungen etwas entwickelt, das nicht nur von dem betreffenden Unternehmen (sprich dem betreffenden Einzelkapital) selbst genutzt, sondern auch von vielen Millionen Konsumenten verwendet wird. In diesem Fall hat die Softwarefirma zwar selbst die entsprechende Entwicklungsarbeit für ihren eigenen *spezifische Kapitalbedürfnis* – nämlich der Entwicklung eines Produkts – in Anspruch genommen, aber es hält am Ende zugleich eine fertige Ware in den Händen. Diese wird nun gerade *nicht* verzehrt, sondern kann ganz im Gegenteil ohne großen weiteren Arbeitsaufwand unendlich oft vervielfältigt und weitergegeben werden. In diesem Fall ist kein eigener Produktionsgang mehr nötig, der den einzelnen Exemplaren der Ware erst ihren Wert verleiht. Der Aufwand, der für die Vervielfältigung und Distribution der ansonsten fertigen Software noch nötig ist, ist eher gering und entspricht in keiner Weise dem Preis, der für jede einzelne Software-Anwendung veranschlagt wird.

Wir haben hier also den Fall eines Produkts von Wissensarbeit, bei dem der Nutzen unter anderem auch bei Menschen ankommt. Das Kriterium, dass es sich bei der Vernutzung des Produkts um eine Vernutzung durch das Kapital handelt, scheint hier nicht zuzutreffen. Was ist hier geschehen und wie ordnet man die Entwicklung von Software in die Fragestellung nach der Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit ein?

Halten wir fest: Zuerst wird im Betrieb allgemeine Arbeit verrichtet, indem Wissen produziert wird. Dabei müssen die Arbeiter bezahlt werden. Nun hält der Software-Betrieb ein Produkt in den Händen, das eine ganz besondere Eigenschaft hat: Es wird bei seiner Nutzung nicht verbraucht und ist obendrein auch noch nahezu ohne Aufwendung von Arbeit reproduzierbar. Es hat die typische Eigenart von allgemeinem Wissen. Dieses kann im Prinzip von jedem Menschen kostenfrei genutzt werden. Das trifft beispielsweise auf den Satz des Pythagoras

zu. Jeder Mensch kann ihn jederzeit kostenfrei anwenden und niemand erleidet dadurch einen Verlust. Er wird schlicht nicht bei seiner Anwendung verbraucht, und da er nicht immer wieder neu produziert werden muss, enthält er auch keinen zurechenbaren Wert, denn niemand muss irgendeine Arbeit aufwenden, um ihn erneut herzustellen.

Bei Software passiert es nun, dass der betreffende Betrieb das Wissen, das unter seinem Kommando geschaffen wurde, monopolisiert. Jetzt muss man für die Erlaubnis bezahlen, das Wissen (sprich die betreffende Software)⁴⁵ nutzen zu können. Die genaue Zurechenbarkeit der Bezahlung von Einzelprodukten wird dabei künstlich hergestellt durch Lizenzregeln, Kopierschutz, künstliche Bezahl- und Abonnementschranken, Freischaltungsmöglichkeiten etc. Das ist aufgrund der spezifischen Struktur dieser Art von Wissen möglich, denn in die Software können Kopierschutz, Passwortkontrollen und andere technische Hindernisse integriert werden, die erst nach Zahlung eines Geldbetrages beseitigt werden. Die betreffende Softwarefirma lässt sich dabei für die Rücknahme von Hindernissen bezahlen, die sie selbst aufgestellt hat. Es sind letztlich willkürliche Gebühren, auf deren Zahlung die Firma nur aus einem Grund bestehen kann: Weil sie andernfalls keinen Zugang zum Nutzen gewährt. Mit Wertschöpfung hat das nichts zu tun. Die Verrichtung der unproduktiven Arbeit ihrer F + E-Abteilung hat der Softwarefirma somit einen ganz bestimmten *Gebrauchswert* bzw. *spezifischen Nutzen* verschafft: Nämlich über Wissen zu verfügen, das man anderen kostenpflichtig zur Verfügung stellen kann.

Der Unterschied zwischen produktivem Konsum und unproduktiver Arbeit

Der Abschnitt »Das zweite Kriterium« endete mit den beiden Sätzen: »Es muss also darauf geachtet werden, *wer* bzw. *was* den konkreten Nutzen an dieser Arbeit hat. Wessen konkreter bzw. sinnlich-stofflicher/spezifischer Gebrauchswert es ist, dessen Wertverlust ist es!« Das soll besagen: Wenn das Kapital das jeweilige Arbeitsprodukt für sein *spezifisches Kapitalbedürfnis* konsumiert, dann handelt

⁴⁵ Ähnliches gilt auch für viele andere Produkte, die heutzutage leicht in Software verwandelt und als solche ohne großen Aufwand reproduziert werden können. Etwa für Filme, Musikstücke und Texte.

es sich bei der Arbeit, die zur Herstellung des betreffenden Produkts notwendig war, um unproduktive Arbeit. Gegen diese Aussage liegt ein Einwand nahe, der vielen Marx-Belesenen leicht in den Sinn kommen dürfte. Dieser Einwand bezieht sich auf den marxschen Begriff des *produktiven Konsums*.

Produktiver Konsum liegt dann vor, wenn ein Kapital *Produktionsmittel* verbraucht. Immer, wenn bei einem Produktionsschritt nicht nur Arbeitskraft, sondern auch Rohstoffe bzw. Zwischenprodukte sowie Hilfsstoffe (wie z.B. Schmieröl, Treibstoff, Strom etc.) verbraucht werden, auch wenn Maschinen verschleifen etc., handelt es sich um einen Akt des Konsums. Die Gesamtheit der betreffenden Stoffe, Materialien, Geräte etc., die dabei ganz oder teilweise vernutzt werden, bezeichnet Marx auch als *konstantes Kapital*. Konstantes Kapital wird zwar im Zuge der Produktion verzehrt, sein Wert geht aber genau in dem Maße, in dem es verzehrt wird, in die Ware ein, die dabei produziert wird.⁴⁶ Dadurch erhält sich der konsumierte Wert im Endprodukt, was sich auf der stofflichen Ebene daran zeigt, dass sich die Beschaffenheit der Ausgangsmaterialien ändert. Die Konsumtion von konstantem Kapital ist also verlustfrei, da der Wert erhalten bleibt und in Form des Endprodukts weiterverkauft werden kann: »Die Ware (gemeint sind hier die Produktionsmittel, PS) vergeht in der Konsumtion, aber dann erzeugt sie Ware von höherem Wert wieder« (MEW 26.1., S. 276). Bei der *Herstellung* der entsprechenden Produkte handelt es sich daher auch nicht um unproduktive Arbeit, denn der Wert bleibt nach dem Konsum durch das Kapital erhalten. Nun ist produktiver Konsum bei der kapitalistischen Produktion der Regelfall und findet praktisch in jedem kapitalistischen Unternehmen statt – und sei es auch nur der leichte Verschleiß der Schere, mit welcher eine Friseurin dem Kunden die Haare schneidet.

Es stellt sich nun die Frage, was den gerade geschilderten produktiven Konsum vom Konsum der Produkte unproduktiver Arbeit unterscheidet. Die Antwort darauf lautet: Es ist die *Gleichgültigkeit* im Sinne der Austauschbarkeit der betreffenden Produkte und damit auch die Austauschbarkeit der konkreten Arbeiten,

⁴⁶ Weil die Wertübertragung eins zu eins erfolgt, also überhaupt kein Wert verloren geht, heißt dieser Kapitalteil auch *konstantes Kapital* – im Gegensatz zum *variablen Kapital*, womit die Arbeitskräfte gemeint sind, die *mehr* Wert liefern, als sie selbst kosten (daher ja auch der Begriff *Mehrwert*).

die für ihre Herstellung erforderlich sind.⁴⁷ Es ist für das Verständnis des Kapitalismus zentral, dass für das Kapital im Grunde alle Arbeiten gleich und damit gleichgültig sind, so lange sich das Endprodukt verkaufen lässt, wobei der Wert durch den Verkauf (und um die unbezahlte Mehrarbeit vermehrt) zum betreffenden Kapital zurückkehrt. Es ist immer vollkommen gleichgültig, welches Produkt dabei produziert und verkauft wird – Hauptsache, es findet einen Abnehmer. Dabei ist es auch völlig egal, ob die Arbeit für Zwischenprodukte bzw. Zwischenschritte aufgewendet wird oder für das Endprodukt.

Diese Gleichgültigkeit gegenüber der konkreten Arbeit gilt aber nur für wertsetzende, sprich produktive Arbeit. Bei unproduktiver Arbeit verhält es sich genau umgekehrt. Hier ist der spezielle Inhalt der Arbeit, sprich die konkrete Arbeit und ihr konkretes Produkt, für das Kapital wesentlich, weswegen es ihr eben *nicht* gleichgültig gegenüber stehen kann. Das Kapital benötigt hier – ganz unabhängig davon, in welchem Sektor es tätig ist oder für welche Produktart es sich gerade entschieden hat – einen ganz *speziellen Gebrauchswert*, auf den es nicht verzichten kann – beispielsweise die Buchhaltung, um nicht den Überblick über den eigenen Zustand zu verlieren und sich selbst optimal koordinieren zu können. Unproduktive Arbeiten stellen also *ganz bestimmte* Gebrauchswerte her, gegenüber denen das Kapital gar nicht gleichgültig sein kann, weil es *genau diese* selbst benötigt. Im gleichen Zug tritt jede mögliche wertsetzende Potenz der Ware Arbeitskraft zurück zu Gunsten des konkreten bzw. spezifischen Nutzens, den die Arbeit für das Kapital hat.

Man kann auch sagen: Produktiver Konsum ist ganz einer herzustellenden Ware gewidmet, die ihrerseits austauschbar ist; unproduktiver Konsum ist dagegen ganz den spezifischen Bedürfnissen des Kapitals gewidmet. Es ist fast so, als

⁴⁷ Hier geht es selbstverständlich um die *grundsätzliche* Gleichgültigkeit bzw. Beliebigkeit des Produkts. In dem Moment, in dem ein Einzelkapital sich dafür entschieden hat, ein ganz bestimmtes Produkt herzustellen, folgen daraus natürlich wiederum ganz spezifische Gebrauchswerte, denen es dann nicht mehr gleichgültig gegenüberstehen kann. Wenn sich ein Kapital z.B. mittels Backwaren verwerten will, dann folgen daraus entsprechend konkrete Produktionsschritte, Fachpersonal und Ausgangsprodukte. Hier geht es aber darum, dass die Produkte ganz *grundsätzlich* gleichgültig sind. Kapital kann sich in allem möglichen verwerten, aber es benötigt *immer* Buchhalter und dergleichen sowie entsprechende Rahmenbedingungen wie einen funktionierenden Rechtsstaat etc., denen gegenüber es eben nicht *grundsätzlich* gleichgültig sein kann.

wäre das Kapital eine eigentümliche Art von Lebewesen, das zwar nicht essen und sich bekleiden muss, dafür aber andere spezifische Bedürfnisse hat, ohne die es nicht existieren kann. Beispielsweise Buchhaltung; Zirkulation und den Wert in die Geldform zu verwandeln und auf diese Weise für das Kapital in eine Form zu versetzen, die es sich einverleiben kann; »Behausung« unter dem Dach eines Eigentum sichernden Rechtsstaats und dergleichen mehr. Die Kosten, die das Kapital für diese Bedürfnisse aufwenden muss, sind tote Kosten und die entsprechenden Arbeiten schaffen Produkte, die das Kapital selbst vernutzt und daher nicht weiterverkaufen kann. In diesem Sinne kann man das Zitat: »Produktive Konsumtion unterscheidet sich dadurch von der individuellen Konsumtion, daß letztere die Produkte als Lebensmittel des lebendigen Individuums [...] verzehrt. Das Produkt der individuellen Konsumtion ist daher der Konsument selbst, das Resultat der produktiven Konsumtion ein vom Konsumenten unterschiedenes Produkt« (MEW 23, S. 198), so lesen, dass analog bestimmte Produkte dem Kapital selbst als *spezifische* Gebrauchswerte dienen, von ihm konsumiert werden und ihr Wert dabei vernichtet wird. Ähnlich wie ein Bäcker einen selbst verzehrten Kuchen nicht verkaufen kann, ist auch das Ergebnis unproduktiver Arbeit vom Kapital verzehrt worden. Hier wird kein Wert von einem weiter verkauften Endprodukt absorbiert, sondern er wird zugleich mit dem Gebrauchswert vernichtet, wenn das Kapital das Produkt zur Erfüllung seiner eigenen eigentümlichen Bedürfnisse aufzehrt.

Fazit

Zunächst sei noch einmal daran erinnert, dass sich die unproduktiven Arbeiten in zwei Teilgruppen gliedern lassen.

Zum einen gibt es 1) unproduktive Arbeiten, die nicht unter dem Kommando eines Kapitals verrichtet, sondern direkt vom Staat oder von Privatpersonen betrieben werden. Allerdings wird das Kapital durch den Staat häufig via Steuern, Gebühren und andere Abgaben zur Zahlung der entsprechenden Kosten herangezogen. Das gilt etwa für Kosten von Bildung, Infrastruktur, Gesundheit etc. In diesem Fall muss das Kapital auch hierfür Mehrwert aufwenden, der dann vom Staat aufgezehrt wird. Somit sind die entsprechenden Arbeiten nicht mehr neutral und unerheblich für das Kapital, sondern werden via Transferkosten mittelbar zu unproduktiver Arbeit. Auch in diesem Fall dient der Nutzen primär

dem Kapital, denn die entsprechenden Arbeiten versorgen es mit gut ausgebildeten und gesunden Arbeitskräften sowie mit funktionierenden Verkehrswegen und dergleichen. Selbst Geld, das für Sozialtransfers aufgebracht wird, nützt dem Kapital, denn es sorgt für eine befriedete Gesellschaft.

Zum anderen gibt es 2) auch unproduktive Arbeiten, die sehr wohl unter dem Kommando eines Kapitals verrichtet werden. Als solche scheinen sie bei oberflächlicher Betrachtung produktiv zu sein. Der Unterschied zur produktiven Arbeit liegt aber darin, dass *produktive Arbeiten* verrichtet werden, um die *Bedürfnisse von Menschen* zu befriedigen. Im Fall von unproduktiven Arbeiten dient dagegen die konkrete Nützlichkeit (sprich der Gebrauchswert) des Arbeitsprodukts ganz konkreten und *spezifischen Bedürfnissen des Kapitals*. Der unproduktive Verbrauch von Arbeitsprodukten, der dabei stattfindet, ist vom produktiven Konsum (also dem Verbrauch von Rohstoffen bzw. Zwischenprodukten und Hilfsstoffen, Maschinen- und Werkzeugverschleiß etc., die zur Herstellung von Waren dienen, die am Ende in der Zirkulationssphäre landen und dort Wert und Mehrwert realisieren) dadurch zu unterscheiden, dass die konkreten Produkte für das Kapital *nicht* gleichgültig – also gerade *nicht* prinzipiell gegen ganz andere austauschbar – sind. Stattdessen benötigt das Kapital jeweils genau *dieses* spezifische Produkt (etwa eine Bilanz aus der Arbeit eines Buchhalters) und es handelt sich dann gerade nicht um ein beliebig austauschbares Produkt. Das Kapital benötigt also einen ganz bestimmten, nicht gegen etwas anderes austauschbaren Nutzen, auf den es nicht verzichten kann und dessen Wert durch den Gebrauch vernichtet wird. Genau deshalb muss es für die Kosten selbst aufkommen, die es durch seine eigenen Einnahmen, sprich *Mehrwert*, selbst bezahlen muss.

Unproduktive Arbeiten stellen somit notwendige und spezifische Voraussetzungen für das Funktionieren kapitalistischer Gesellschaften bereit und sind daher aus ganz bestimmten konkreten Gründen unverzichtbar. Genau *deswegen* sind sie ihrerseits nicht wertschöpfend, denn das Kapital benötigt die spezifischen Arbeitsprodukte, die es selbst aufbraucht und dabei zugleich ihren Wert vernichtet. Bei unproduktiven Arbeiten ist das Kapital nämlich nicht auf den (Tausch-)Wert, sondern auf den speziellen Gebrauchswert des hergestellten Produkts angewiesen. Es konsumiert die Produkte unproduktiver Arbeiten selbst und kann diese folglich nicht weiterverkaufen. Daher tragen sie nicht in der

Weise zur Wertverwertung bei, dass sie eine Metamorphose erfahren und sich in (vermehrtes) Geld (zurück)verwandeln. Es bleibt nichts von ihnen übrig, was in die Zirkulationssphäre abgegeben werden könnte, um dort gewinnbringend verkauft zu werden. Im Gegenteil: Das Kapital macht hier Verlust, denn es muss die Lohnkosten der gesamten Produktkette bezahlen. Die entsprechenden Arbeiten gelten aufgrund ihrer nicht reichumsvergrößernden Funktion als »faux frais der Produktion« (MEW 24, S. 134).

Der Umstand, dass unproduktive Arbeiten Mehrwert verzehren, gilt auch dann, wenn sie im Rahmen eigenständig fungierender Einzelkapitale verrichtet werden, in denen nichts anderes als unproduktive Arbeit verrichtet wird und die sogar eigene Gewinne ausweisen. Diese Gewinne resultieren nämlich daraus, dass ein Teil des Mehrwerts, der anderswo von anderem Kapital geschaffen wurde, an diese speziellen Unternehmen weiter gereicht wird. Sie vermehren demnach ihrerseits *nicht* das gesellschaftliche Gesamtkapital, sondern trüben vielmehr die kapitalistische Gesamtrechnung durch die toten Kosten, die sie produzieren, ein. Ihr Beitrag ist folglich in Wertgrößen betrachtet durchweg negativ.

Mehrwert ist das Vehikel, durch das *sich lebendige Arbeit in tote Arbeit (sprich Kapital) verwandelt*. Die Mehrarbeit der Arbeitskräfte ist *lebendige* Arbeit, die dem Kapital einverleibt und dadurch zugleich zu *toter* Arbeit wird. Die tote Arbeit wird immer mehr, akkumuliert sich also im Kapital. Unproduktive Arbeit verzehrt dagegen Mehrwert, denn der Gebrauchswert der von ihr erzeugten Produkte wird vom Kapital selbst vollständig aufgebraucht, womit auch ihr Wert vollständig erlischt. Das drosselt die für die Akkumulation zur Verfügung stehende Mehrwertmenge, senkt folglich den Profit und behindert auf diese Weise die Kapitalakkumulation. Man kann auch sagen, dass die Produkte unproduktiver Arbeiten nicht in den Tausch eingehen und nicht von Tauschpartnern des Kapitals konsumiert werden. Und genau deswegen wiederum können die entsprechenden Produktionsarbeiten keine Schöpfung von Mehrwert herbeiführen. Ihr konkreter Nutzen dient nämlich nicht menschlichen Bedürfnissen, sondern dem Kapital selbst für seine eigenen spezifischen Bedürfnisse. Insofern sind sie notwendig, aber nicht produktiv. Statt zur Akkumulation kommt es hier gewissermaßen zur De-Akkumulation, denn hier muss die tote Arbeit (sprich

das Kapital) einen Teil seiner eigenen Substanz an die lebendige Arbeit (sprich die unproduktiven Arbeitskräfte) in Form von Lohn abgeben.

Bei einem Anwachsen der unproduktiven Arbeiten wäre die Schmerzgrenze für das Kapital dann erreicht, wenn kein Mehrwert für die Kapitalakkumulation übrig bliebe, wenn also der gesamte Mehrwert durch unproduktive Arbeit aufgezehrt und somit kein Profit mehr gemacht würde. Unproduktive Arbeit hätte also zumindest theoretisch das Potential, die Wertverwertung zu ersticken, falls ihr Volumen zu stark ausufert. In früheren wertkritischen Texten wurde häufig noch ein *Überwuchern der unproduktiven Arbeiten* postuliert.⁴⁸ Demnach drohe die Gefahr, dass der gesamte Mehrwert durch die Zunahme unproduktiver Arbeiten aufgezehrt und damit die sich selbst tragende Substanz des Kapitals gefährdet sei. Damit hätte die unproduktive Arbeit ganz allein die finale Krise des Kapitalismus herbeigeführt. Im zweiten Stadium der kapitalistischen Entwicklung, um die es im abschließenden Kapitel gehen soll, scheint diese Gefahr gebannt. Allerdings auf Kosten ganz neuer Krisenpotenziale. Zugleich schwingt sich der unproduktive Kapitalkonsum in dieser letzten Phase zu ganz neuen Höhen auf. Es ist die Ära des fiktiven Kapitals, für die aber noch einmal ganz andere Regeln gelten als die bisher dargestellten. Im Folgenden soll die Funktionsweise und die Dynamik des fiktiven Kapitals im Sinne eines kurzen Ausblicks dargestellt werden.

⁴⁸ Das trifft auch auf mich selbst zu (siehe Samol 2006).

5. Das aktuelle Stadium der kapitalistischen Entwicklung

Das Zeitalter des fiktiven Kapitals

Die kapitalistische Gesellschaft folgt einer historischen Dynamik, die in der Tendenz darauf hinausläuft, die unmittelbare Arbeit aus dem Produktionsprozess zu verdrängen und durch die Produktivkraft Wissen zu ersetzen. Dieser Prozess hat auch erhebliche Konsequenzen für das Verhältnis von produktiver und unproduktiver Arbeit. Vor einem halben Jahrhundert begann eine Phase der kapitalistischen Entwicklung, die sich dadurch auszeichnet, dass der Löwenanteil der Kapitalvermehrungsprozesse nicht mehr durch das fungierende Industriekapital, sondern durch das Finanzkapital bewerkstelligt wird (Lohoff/Trenkle 2012). Dieser ohnehin schon große Anteil wächst immer weiter – und tut er das einmal nicht, macht sich das sofort in Form einer tiefgehenden Krise bemerkbar. Damit ist das Finanzkapital gewissermaßen zur *Basisindustrie* unserer Gesellschaft geworden. Kapitalzuwachs erfolgt jetzt in erster Linie über Kredite und Wertpapiere sowie über andere spekulative Besitztitel wie Aktien, Derivate und dergleichen. Sie alle stehen für Werte, die erst künftig entstehen, d.h. in Zukunft durch produktive Arbeit geschaffen werden müssten,⁴⁹ aber gegenwärtig noch gar nicht vorhanden sind (und schon deshalb zu großen Teilen niemals entstehen werden, weil es angesichts der faktisch ungeheuer großen Menge an Finanztiteln kaum vorstellbar ist, dass der künftige Wert, den sie vorgeblich repräsentieren, jemals wirklich hergestellt werden wird). Diese Form von Kapital, das durch das Versprechen auf *künftige* Produktion entsteht, nennt Marx *fiktives Kapital*. Fiktives Kapital holt Wert, der faktisch erst in der Zukunft entstehen soll (aber vielleicht auch nicht entsteht, denn sicher ist das nicht), in die Gegenwart. Damit wird er hier bzw. jetzt bereits in Anrechnung gebracht und dadurch Teil des anerkannten Kapitals. Als solches kann es sogar akkumuliert werden. Die entsprechenden weltweiten Umstellungsprozesse begannen Anfang der 1970er Jahre und spätestens seit den 1980er Jahren hängt die gesamte reale Produktion

⁴⁹ Im Börsenjargon ist gelegentlich davon die Rede, dass auf den Geld- und Kapitalmärkten mit *Zukunft* gehandelt würde (siehe Lohoff 2014, S. 43).

am Tropf des fiktiven Kapitals. In dieser zweiten Phase hat die Industriearbeit zusehends an Bedeutung verloren (siehe Lohoff 2023, S. 3).

Wie der Entstehungsprozess von fiktivem Kapital aussieht, kann man sich am besten am Beispiel einer Kreditvergabe deutlich machen. Im Zuge der kapitalistischen Produktion häufen sich immer wieder größere Geldbeträge an, die gerade nicht benötigt werden, aber für einen späteren Zeitpunkt bereitstehen müssen. Ihre Besitzer lassen diese Geldbeträge nur ungern untätig herumliegen, weil sie ihnen so nichts einbringen. Andererseits können sie diese aus verschiedenen Gründen gerade nicht für die eigene Produktion einsetzen. Da liegt es nahe, den Betrag anderen Einzelkapitalen durch Ausleihe zur Verfügung zu stellen, die ihn ihrerseits benötigen und somit sofort einsetzen können. Die Ausleihe erfolgt gegen ein entsprechendes Entgelt, sprich Zinsen. Dadurch wird der betreffende Geldbetrag selbst zu einer Ware: »Das Kapital selbst wird zur Ware, oder die Ware (Geld) wird als Kapital verkauft. So heißt es z. B., Kapital, wie alle andre Ware, richtet seinen Preis nach Nachfrage und Zufuhr. Diese bestimmt also den Zinsfuß« (MEW 42, S. 740). Der Preis für das zur Ware gewordene Geld ist der Zins, der für den Kredit gezahlt werden muss; er richtet sich nach Angebot und Nachfrage.

Auf der anderen Seite dieses Tauschverhältnisses befindet sich eine Kreditnehmerin, die gerade Geld benötigt. Als Abnehmerin des Geldbetrags stellt sie im Gegenzug ein Kreditpapier aus, dass sie dem ursprünglichen Besitzer des Geldbetrags überlässt. Auf diesem Papier ist eine Geldsumme in genau derselben Höhe wie das entgegengenommene Geld eingetragen. Damit wurde die ursprüngliche Summe verdoppelt.⁵⁰ Der Gläubiger sieht sich dadurch selbst als genauso reich wie zuvor, wenn auch sein Vermögen die Erscheinungsform (vom Geld zum Kreditpapier) gewechselt hat, zugleich verfügt die Kreditnehmerin faktisch über das Geld. Beide Beträge können nun ökonomisch wirksam werden. Die Kreditnehmerin kann mit dem Geld verfahren, als wäre es ihr eigenes, aber auch der

⁵⁰ Ferner sind im Kreditpapier natürlich auch die Konditionen der Kreditvergabe (Rückzahlungsfristen, Zinshöhe etc.) eingetragen. Wichtig ist hier aber vor allem der Aspekt, dass der ursprüngliche Geldbetrag mittels des Kreditpapiers faktisch verdoppelt wird: »Als einzige Ware im gesamten Warenuniversum wird Geldkapital veräußert, damit sowohl Käufer wie Verkäufer den Gebrauchswert dieser Waren nutzen können« (Lohoff 2014, S. 29 f.).

Besitzer des Kreditbriefs kann sein Vermögen weiter verwenden. Beispielsweise, indem er das Schuldpapier als Sicherheit einsetzt, um seinerseits einen Kredit aufzunehmen. Oder indem er den Kreditbrief, was ebenfalls möglich ist, verkauft; in diesem Moment ist der Kredit selbst zur Ware geworden, einer *Ware zweiter Ordnung*, die frei handelbar ist.⁵¹

Die gerade beschriebene Verdopplung der ursprünglichen Geldsumme hängt unmittelbar mit dem Umstand zusammen, dass der Wert, der im Kreditbrief aufgeschrieben ist, erst in Zukunft geschaffen werden soll. Der Wert des Kreditbriefs besteht nämlich in dem Versprechen, dass die Kreditnehmerin in der Zukunft jenen Wert (be-)schaffen wird, mit dem sie sich in den Stand der Rückzahlung versetzt. Im einfachsten Fall ist sie eine Arbeiterin, die den entsprechenden Wert durch den Einsatz ihrer eigenen Arbeitskraft erzeugen wird. Die andere gängige Möglichkeit besteht darin, dass es sich beim Kreditnehmer um ein fungierendes Einzelkapital (sprich ein Unternehmen) handelt, welches das Geld aus dem Kredit in Produktionsmittel investiert und die Rückzahlung der Geldes aus dem Profit bestreitet, den es damit macht. In beiden Fällen wird der Wert des ursprünglichen Kredits durch künftige Wertschöpfung geschaffen. Bei der Ausgabe von Kapitalmarktwaren kommt es damit zu einer Umkehrung der zeitlichen Abfolge von Wert- und Mehrwertproduktion einerseits und Kapitalbildung andererseits: Das Kapital entsteht hier *vor* der Wertschöpfung. Die Kapitalbildung beruht dabei nicht auf *Wertproduktion*, sondern auf *Wertantizipation* (siehe Lohoff 2014, S. 42).

Nun kann fiktives Kapital wie gesagt auch weiterverkauft werden. Dann nimmt es die schon erwähnte Gestalt einer *Ware zweiter Ordnung* an. Damit verwandelt sich der künftige Wert nicht nur vom individuellen Standpunkt des Gläubigers in Kapital, sondern es entsteht auch in der gesellschaftlichen Gesamtbilanz zusätzliches Kapital, das Eingang in die wirtschaftliche Gesamtrechnung nimmt. Mehr noch: Mit jedem Weiterreichen wird ein neues Papier ausgestellt, auf dem die betreffende Geldsumme eingetragen ist. Dadurch wird jeweils ein weiteres Mal eine *Ware zweiter Ordnung* geschaffen. Auf diese Weise entsteht immer mehr Geldkapital und dieses wird dabei jedes Mal verdoppelt. Es entstehen immer mehr und immer neue Sorten von Finanztiteln, die dann beginnen, ein

⁵¹ Der Begriff der *Ware zweiter Ordnung* verdankt sich Ernst Lohoff (siehe Lohoff 2009).

Eigenleben zu führen. Das müssen nicht immer Kredite sein.⁵² Eine andere Möglichkeit sind Aktien. Börsennotierte Aktiengesellschaften, die ihre *Aktien* als Waren zweiter Ordnung auf die entsprechenden Finanzmärkte bringen, sind gegenwärtig der wichtigste Motor des finanzbasierten Wachstums. In Verbindung mit Aktien entstanden dann weitere spekulative Papiere auf die künftige Kursentwicklung (so genannte Derivate, auch »Calls« und »Puts« genannt). Außerdem gibt es noch Versicherungspapiere auf mögliche Kreditausfälle und dergleichen mehr. Nicht zuletzt sind in jüngster Zeit auch noch Kryptowährungen, wie etwa der Bitcoin, hinzugekommen, auf die es mittlerweile ihrerseits Derivate gibt. In der Welt der *Waren zweiter Ordnung* hat sich geradezu ein Dschungel an Papieren, Derivaten, Anrechten, Coins und dergleichen mehr entwickelt, den niemand mehr durchschaut. Diese sind mittlerweile zum eigentlichen Motor der spätkapitalistischen Ökonomie geworden, deren reale Produktion bei weitem nicht mehr so viel Wert (also echte vergegenständlichte Arbeit) in die Welt setzen kann, wie heutzutage zur kapitalistischen Akkumulation erforderlich wäre.

Aus all dem folgt, dass es durchaus eine Kapitalakkumulation ohne echte, d.h. gegenwärtige, auf produktiver Arbeitsvernutzung beruhende Wertakkumulation geben kann: »Der Schwerpunkt der Kapitalakkumulation hat sich nachhaltig von der sogenannten Realwirtschaft zur Finanzindustrie verlagert« (Lohoff 2014, S. 6). Die Versprechen auf künftige Wertakkumulation, die die Papiere in sich tragen, können und werden sich in vielen Fällen nicht erfüllen, tragen aber dennoch zur gegenwärtigen Kapitalakkumulation bei.

Aber warum ist das *fiktive Kapital* bzw. die *Waren zweiter Ordnung* eigentlich zu dieser herausragenden Stellung gekommen? Bis in die 1970er Jahre hinein war das fungierende Kapital der Hauptträger der Kapitalakkumulation. Dabei hat es sich jedoch aufgrund der Entwicklung der Produktivität zunehmend ergeben, dass immer mehr Güter von immer weniger Menschen hergestellt werden konnten. Damit schnitt sich das Kapital selbst immer weiter von der Möglichkeit ab, sich über den herkömmlichen Weg der Produktionsarbeit und dem anschließenden Verkauf der Arbeitsprodukte zu verwerten. Vielmehr wurden

⁵² Im Fall von Aktien und anderen hochspekulativen Papieren beruht der Betrag zwar nicht auf einer fixen Eintragung, sondern wird in entsprechenden Börsenkursen festgehalten, die Wirkung ist aber die selbe.

immer größere Kapitalmengen freigesetzt, die im Zuge der Produktivitätsschübe eingespart werden konnten. Diese eingesparten Geldbeträge fanden innerhalb der betreffenden Kapitale keine Verwendung und drohten, brach liegen zu bleiben. In diesem Moment kam das Finanzkapital ins Spiel. Wie oben geschildert, wanderten überschüssige Kapitalmengen, die in der stockenden Produktion nicht mehr gebraucht wurden, dorthin. Damit wurde die Akkumulation des Kapitals immer mehr von der realen Mehrwertschöpfung gelöst und auf fiktives Kapital umgestellt. Mit anderen Worten: Da die Produktivitätsfortschritte vorwiegend aus Kostenersparnissen in der Produktion resultieren, führen sie zwangsläufig zu einem Anwachsen der Finanztitel. Damit bildet die wert- und mehrwertschaffende Arbeit aber nicht mehr die Grundlage für die ökonomischen Prozesse im Kapitalismus. Die reale Tendenz der Abwanderung von Kapital in die Finanzsphäre ist in diesem Zusammenhang als *Ausdruck* der Krise und *nicht* – wie viele populäre Kritiker der kapitalistischen Vergesellschaftungsform fälschlich behaupten – als deren *Ursache* zu sehen.

Die realwirtschaftlichen Auswirkungen des fiktiven Kapitals

Die zunehmende Erzeugung von fiktivem Kapital und Waren zweiter Ordnung wirkt zunächst förderlich auf die reale Wertakkumulation der fungierenden Kapitale zurück. Es schafft nämlich reale Kaufkraft und ermöglicht dadurch den Absatz von Waren, die sonst unverkäuflich wären. Das kann sowohl durch Investitionen von Firmen als auch durch privaten Konsum geschehen. Unternehmen, die investieren, gehen mit Geld, an das sie beispielsweise durch einen Kredit gelangt sind, auf Einkaufstour und erwerben dabei Büroinventar, Immobilien, Maschinen, Arbeitskräfte etc. Sie geben das Geld also weiter und ermöglichen auf diese Weise den rentablen Einsatz produktiver Arbeiten, die ansonsten nicht verrichtet würden, weil es gar keine Nachfrage nach ihnen gäbe. Ähnlich sieht es bei Konsumentenkrediten aus. Aber nicht nur der Kreditnehmer macht etwas mit dem überlassenen Kapital; auch der Finanztitel selbst bleibt meist nicht passiv liegen, sondern nimmt selber in irgendeiner Form am Wertungsgeschehen teil. So kann die Geldgeberin das verbriefte Geldkapital ihrerseits flüssig machen. Aktien können als Sicherheit für Kredite dienen, Kredite können verbrieft und in Form von Derivaten weiterverkauft werden usw. So findet nicht nur der ursprüngliche Geldbetrag, sondern auch das fiktiv geschöpfte Kapital seinen

Weg in die Realwirtschaft. Werte aus der Zukunft werden auf diese Weise ganz real in der Gegenwart für Zahlungsprozesse verwendet und die entsprechenden Beträge tauchen gleich doppelt am Gütermarkt auf, füllen Kaufkraftlücken und stützen so die Produktion und den Verkauf von handfesten Gütern, für die es sonst keine zahlungsfähige Kundschaft gäbe. In der Vergangenheit wurden auf diese Weise Produktionen und Investitionen am Leben gehalten, die andernfalls eingestellt worden wären.

Dabei spielt es vorläufig keine Rolle, ob die künftigen Werte wirklich einmal produziert werden. Im Gegenteil: Die Erwartungen auf künftige Gewinne wurden in der Vergangenheit wiederholt in völlig unrealistische Höhen gesteigert. Bis heute wächst das fiktive Kapital in enorme Höhen und schafft dabei eine zwar fiktive, aber ganz real wirksame Kaufkraft. Die Folge ist, dass das kapitalistische Verwertungsgeschehen nun zunehmend am Tropf des Finanzsektors hängt, wo enorme Mengen fiktiven Kapitals geschöpft werden.

Die überbordenden Mengen fiktiven Kapitals blähen sich immer weiter auf und bilden dabei eine (oder mehrere) Blasen. Diese »platzen« (wie man zu sagen pflegt), wenn auf einmal für alle sichtbar wird, dass die vom fiktiven Kapital versprochenen künftigen Werte unmöglich tatsächlich hergestellt werden können. Dann verlieren die entsprechenden Papiere bzw. Waren zweiter Ordnung jeden vermeintlichen Wert (einen echten hatten sie ohnehin nicht) und die Krise wird virulent. Sie erscheint zunächst in Form gigantischer Vermögensverluste, denen schon bald grassierende Absatzprobleme, Firmenpleiten, steigende Arbeitslosenzahlen etc. folgen. Bisher wurde zwar die Entwertung fiktiven Kapitals immer wieder durch die Schaffung neuen fiktiven Kapitals aufgefangen⁵³, aber es ist kaum zu erwarten, dass dies endlos so weitergehen kann.

⁵³ So folgte nach dem Platzen der *New-Economy-Blase* mit ihren wahnwitzigen Gewinnversprechungen im Jahr 2001 der *Immobilienwahn*, der auf der Illusion beruhte, dass Häuser auf immer und ewig an Wert gewinnen würden. Nachdem dieser Traum im Jahr 2008 ausgeträumt war, sprangen weltweit die *Zentralbanken* ein, die Unmengen von Geld in die Welt setzten, indem sie Berge von Staatspapieren aufkauften. Das führte indirekt zu einer irrsinnigen Verteuerung von Immobilien, was das Wohnen immer unbezahlbarer macht. Die Finanzblasen und ihre Folgen sind aber nicht das Thema dieses Textes. Wie ihre Entwicklung weitergeht, ist Gegenstand anderer Krisis-Veröffentlichungen, z.B. von Lohoff 2020.

Die unproduktive Produktion des fiktiven Kapitals

Mit der Umstellung der Kapitalakkumulation von realer (sprich gegenwärtiger) Wertschöpfung auf die Antizipation künftiger Werterzeugung rückt zugleich eine ganz bestimmte Sorte *unproduktiver Arbeiten* in den Vordergrund und gewinnt zunehmend an Bedeutung. Die Rede ist von jener Art unproduktiver Arbeiten, die zur Schöpfung fiktiven Kapitals und der Waren zweiter Ordnung benötigt werden. Also etwa die Tätigkeit von Kreditsachbearbeitern, Börsenmaklern, Derivathändlern, Versicherungsmaklern und dergleichen mehr. Sie alle wurden im Zuge der Entwicklung des spätkapitalistischen Akkumulationsgeschehens immer zentraler für den Fortbestand der kapitalistischen Vergesellschaftungsform. Zweifellos verursachen auch diese Formen unproduktiver Arbeit Kosten, die zu Lasten des Profits gehen und keinen positiven Beitrag zum gesamtkapitalistischen Wertprodukt im Sinne echter Wertschöpfung darstellen. Diese Eigenschaft haben sie mit allen anderen unproduktiven Arbeiten gemeinsam. Aber weil sie für die Schaffung von *Wertantizipationen* und damit für die Bildung des mittlerweile unverzichtbar gewordenen *fiktiven Kapitals* und der sich daraus ergebenden Schaffung von *Waren zweiter Ordnung* zuständig sind, leisten sie einen unverzichtbaren Beitrag zum kapitalistischen Akkumulationsgeschehen und damit zum Krisenaufschub. Weil die gesamte Weltwirtschaft im gegenwärtigen Stadium nicht mehr durch reale Produktion des fungierenden Kapitals getragen wird, sondern im Wesentlichen auf Wertantizipationen des Finanzüberbaus beruht, rückt die Frage nach der Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit in den Hintergrund. Der Umfang des gesellschaftlichen Gesamtkapitals beruht seit nahezu einem halben Jahrhundert nicht mehr auf tatsächlicher Arbeitsvernutzung. Die Kapitalbildung, die sich auf der Basis der *Waren zweiter Ordnung* abspielt, hat einen anderen Inhalt als die Aneignung vorher produzierten Mehrwerts: Die Akkumulation zukünftigen Werts (Lohoff 2014, S. 10). »Mit der Vermehrung dieser Waren zweiter Ordnung hat sich das Kapital eine von vorausgegangener Wertverwertung unabhängige Quelle der Kapitalakkumulation geschaffen [...]: Das Auftreten dieses neuen Warentypus sprengt nämlich die Deckungsgleichheit von Wert- und Kapitalakkumulation!« (ebd., S. 41). Das verdeutlicht allein schon der Umstand, dass der Gesamtumfang aller Finanztitel bereits im Jahr 2014 das Zwölfwache des globalen Bruttoinlandsprodukts betrug (ebd., S. 11).

All das macht die Frage nach der Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit tendenziell zu einer zweitrangigen.⁵⁴ Indem nämlich mit dem *fiktiven Kapital* und den *Waren zweiter Ordnung* die *Wertantizipation* und damit die reine Fiktion künftiger Werterzeugung zur *eigentlichen Grundlage* der Kapitalakkumulation geworden ist, spielt die Frage der tatsächlichen Werterzeugung nur noch eine Nebenrolle. All diejenigen Arbeitskräfte, die in der Produktion von fiktivem Kapital und den Waren zweiter Ordnung beschäftigt sind, sind zwar unproduktiv im Rahmen der realen Werterzeugung, aber zugleich hocheffizient im Sinne der Herstellung von *Wertantizipation*. Das macht ihre Arbeit zwar nicht produktiv, aber zugleich unentbehrlich für den Fortbestand der kapitalistischen Vergesellschaftungsform.

Im Zeitalter des fiktiven Kapitals wird die unproduktive Arbeit immer umfangreicher. In ihm kehrt sich das Verhältnis von bereits vorhandenem (d.h. bereits produziertem) Wert und lediglich antizipiertem Wert (der erst noch in der Zukunft produziert werden soll) um. Jetzt überwiegt letzterer und es werden große Mengen unproduktiver Arbeit gebraucht, um den fiktiven bzw. antizipierten Wert überhaupt erst »herzustellen«. Die ganzen Arbeiten im Finanzsektor haben daher einen zwiespältigen Charakter: Sofern es um die Frage nach bereits vorhandenem Wert geht, sind sie unproduktiv, sofern es um antizipierten Wert geht, sind sie indes hochwirksam. Dabei muss man sich allerdings darüber im Klaren sein, dass sie lediglich die *Antizipation* »produzieren«, nicht den künftigen Wert selbst, der weiterhin durch herkömmliche produktive Arbeit geschaffen werden muss. In diesem Zusammenhang findet auch hinsichtlich der

⁵⁴ Allerdings taucht die Frage nach der Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit in bestimmten Zusammenhängen auch bei bestimmten Formen fiktiven Kapitals wieder auf. Z.B. bei der Frage, ob Bitcoin und andere Kryptowährungen einen Wert besitzen. Manche Menschen begründen einen behaupteten Wert beispielsweise des Bitcoin mit der enormen Energiemenge, die für den Betrieb der Bitcoin-Blockchain aufgewendet wird. Mit der hier entwickelten Theorie der unproduktiven Arbeit lässt sich aber begründen, dass diese Energie nicht wertbildend in die vorhandenen Bitcoins eingegangen ist (und somit in diesen keinerlei Werts substanz darstellt), sondern ihr konkreter Nutzen (sprich Gebrauchswert) für den Betrieb der Bitcoin-Blockchain in Anspruch genommen und dabei auch der Wert besagter Energie vernichtet wurde. Schließlich begründet eine Bank den Wert des von ihr verwalteten Geldes auch nicht mit ihren laufenden Betriebskosten.

De-Akkumulation eine Differenzierung statt. Unproduktive Arbeit, die fiktives Kapital erzeugt, trägt auf der einen Seite zur Akkumulation von eben jenem fiktiven Kapital bei, andererseits zieht sie aber bereits produzierten Wert auf sich und sorgt bei diesem für eine De-Akkumulation. Somit wird zugleich fiktives Kapital akkumuliert und fungierendes Kapital de-akkumuliert. Nur dass diese Deakkumulation durch fiktive Kapitalschöpfung bei weitem überspielt wird.

Literatur

Czasny, Karl: Kritik des Arbeitswerts. Zum zentralen Begriff der ökonomischen Theorie von Karl Marx. Köln 2018

Kalmring, Stefan: Produktive und unproduktive Arbeit vom Standpunkt des Kapitals. In: Gerlach, Olaf; Kalmring, Stefan; Nowak, Andreas: Mit Marx ins 21. Jahrhundert. Hamburg 2003, S. 90-107, auch: www.trend.infopartisan.net/trd0203/t100203.html

Kurz, Robert: Die Himmelfahrt des Geldes. In: Krisis 16/17 1995, S. 21-76, auch: www.exit-online.org/textanz1.php?tabelle=schwerpunkte&index=6&posnr=71&backtext1=text1.php

Lewed, Karl-Heinz: Anmerkungen zur Wertsubstanz. o.O., 2017 (unveröffentlichtes Manuskript)

Lewed, Karl-Heinz: Rekonstruktion oder Dekonstruktion. In: Krisis Jahrbuch. Nürnberg 2016, S. 125-179, auch: www.krisis.org/2016/rekonstruktion-oder-dekonstruktion-krisis-32016/

Lewed, Karl-Heinz: Beziehungsstörung Kapitalismus. Nürnberg 2020, auch: www.krisis.org/2021/beziehungsstoerung-kapitalismus/

Lewed, Karl Heinz: Der Begriff der Arbeitskraft. o.O. 2022 (unveröffentlichtes Manuskript)

Lohoff, Ernst: Der Wert des Wissens. In: In: Krisis Nr. 31, Münster 2006, S. 13-51, auch: www.krisis.org/2007/der-wert-des-wissens/

Lohoff, Ernst: Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation. Der Fetischcharakter der Kapitalmarktwaren und sein Geheimnis. In: Krisis Jahrbuch 2013-2015, S. S. 170-215, auch: www.krisis.org/2014/kapitalakkumulation-ohne-wertakkumulation/

Lohoff, Ernst: Zwei Bücher – zwei Standpunkte. 2017, auch: www.krisis.org/2017/zwei-buecher-zwei-standpunkte/

Lohoff, Ernst: Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation. In: Krisis Jahrbuch 2013-2015 [2014]. Nürnberg 2020, S. 170-215, auch: www.krisis.org/2014/kapitalakkumulation-ohne-wertakkumulation/

Lohoff, Ernst: Warum das Wohnen unbezahlbar wird und was dagegen zu tun ist. Eine kleine politische Ökonomie des Immobiliensektors. Krisis 1/2020,

auch: www.krisis.org/2020/warum-das-wohnen-unbezahlbar-wird-und-was-dagegen-zu-tun-ist-krisis-12020/

Lohoff, Ernst: Arbeitskritik und Arbeitszeitreduktion. o.O. 2023 (unveröffentlichtes Manuskript)

Lohoff, Ernst; Trenkle, Norbert: Die große Entwertung. Warum Spekulation und Staatsverschuldung nicht die Ursache der Krise sind. Münster 2012

MEW 23 = Marx, Karl: Das Kapital Bd. 1, Berlin 1983 [nach der 4. Aufl. 1890 (1. Aufl. 1867)]

MEW 24 = Marx, Karl: Das Kapital Bd. 2, Berlin 1983 [1893]

MEW 25 = Marx, Karl: Das Kapital Bd. 3, Berlin 1988 [1894]

MEW 26.1 = Marx, Karl: Theorien über den Mehrwert Bd. 1, Berlin 1974 [1965 (aus Handschriften von 1862)]

MEW 42 = Marx, Karl: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin 1983 [1939/1941 (aus Handschriften von 1857-58)]

Postone, Moishe: Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Freiburg 2003

Samol, Peter: Arbeit ohne Wert. In: Krisis Nr. 31, Münster 2006, S. 90-123, auch: www.krisis.org/2007/arbeit-ohne-wert/

Samol, Peter: Kreislaufprobleme. Warum Dienstleistungen als tragender Wirtschaftszweig nicht in Frage kommen. In: Streifzüge Nr. 45. April 2009, S. 12-14, auch: www.krisis.org/2009/kreislaufprobleme/

Samol Peter: Care und Warenform – eine Mesalliance. In: Denknetz Jahrbuch 2013: Care statt Crash, S. 74-83, auch: www.krisis.org/2013/care-und-warenform-eine-mesalliance/

Samol, Peter: Michael Heinrichs Fehlkalkulationen der Profitrate (Krisis 1/ 2013a). In: Krisis Jahrbuch 2013-2015, S. 9-59, auch: www.krisis.org/wp-content/data/peter-samol-michael-heinrichs-fehlkalkulationen-2013-1.pdf 2013a

Samol, Peter: Krise ohne Ende? In: www.krisis.org/2013/krise-ohne-ende/ 2013b

Samol, Peter: Ein theoretischer Holzweg. In: Krisis Jahrbuch 2013-2015. Nürnberg 2020, S. 154-169, auch: www.krisis.org/2013/ein-theoretischer-holzweg/

Scholz, Roswitha: Der Wert ist der Mann. Krisis Nr. 12/1992, S. 19-52,
auch: wkb.blogspot.de/images/RoswithaScholzDerWertIstDerMann.pdf

Smith, Adam: Der Wohlstand der Nationen. München 2003 [1789].

Trenkle, Norbert: Ungesellschaftliche Gesellschaftlichkeit. Der Widerspruch zwischen Individuum und Gesellschaft als Kernpunkt gesellschaftskritischer Theorie. 27.05.2019,
auch: www.krisis.org/wp-content/data/Ungesellschaftliche-Gesellschaftlichkeit-2.pdf

Krisis - Kritik der Warengesellschaft

Krisis Beiträge seit 2013:

1 / 2013 PETER SAMOL

Michael Heinrichs Fehlkalkulationen der Profitrate

Zur Widerlegung von Michael Heinrichs »Kritik am Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate« und über die Bedeutung der schrumpfenden Wertmasse für den Krisenverlauf

2 / 2013 ERNST LOHOFF

Auf Selbstzerstörung programmiert

Über den inneren Zusammenhang von Wertformkritik und Krisentheorie in der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie

3 / 2013 JULIAN BIERWIRTH

Gegenständlicher Schein

Zur Gesellschaftlichkeit von Zweckrationalität und Ich-Identität

4 / 2013 PETER SAMOL

Ein theoretischer Holzweg

Die seltsame Fassung des Begriffs der »unproduktiven Arbeit« von Robert Kurz und wie er sich als Reaktion auf die Kritik daran in einen noch tieferen Schlamassel begeben hat

1 / 2014 ERNST LOHOFF

Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation

Der Fetischcharakter der Kapitalmarktwaren und sein Geheimnis

1 / 2015 JULIAN BIERWIRTH

Henne und Ei

Der Wert als Einheit von Handlung und Struktur

- 1 / 2016 NORBERT TRENKLE
Die Arbeit hängt am Tropf des fiktiven Kapitals
Eine Antwort auf »Geht dem Kapitalismus die Arbeit aus?«
von Christian Siefkes
- 2 / 2016 JULIAN BIERWIRTH
Der Grabbeltisch der Erkenntnis
Untersuchung zur Methode des *Gegenstandspunkt*
- 3 / 2016 KARL-HEINZ LEWED
Rekonstruktion oder Dekonstruktion?
Über die Versuche von Backhaus und der Monetären
Werttheorie, den Wertbegriff zu rekonstruieren
- 4 / 2016 PETER SAMOL
All the Lonely People
Narzissmus als adäquate Subjektform des Kapitalismus
- 5 / 2016 ERNST LOHOFF
Die letzten Tage des Weltkapitals
Kapitalakkumulation und Politik im Zeitalter des fiktiven
Kapitals
- 1 / 2018 PETER SAMOL
Bitcoinblase und Blockchainballyhoo
Warum Bitcoin und andere Kryptowährungen kein Geld
darstellen und dieses auch nicht ersetzen können
- 2 / 2018 ERNST LOHOFF
Die allgemeine Ware und ihre Mysterien
Zur Bedeutung des Geldes in der Kritik der Politischen
Ökonomie
- 1 / 2019 JULIAN BIERWIRTH
Die Geburt des Ich
Aspekte von Identität und Individualität

- 1 / 2020 ERNST LOHOFF
Warum das Wohnen unbezahlbar wird und was dagegen zu tun ist
Eine kleine politische Ökonomie des Immobiliensektors
- 1 / 2021 KARL-HEINZ LEWED
Beziehungsstörung Kapitalismus
Grundlinien einer kategorialen Kritik von Arbeit, kapitalistischer Naturbeziehung und männlicher Herrschaft
1. Teil: Entbettung und die Substanz der Arbeit
- 2 / 2021 JULIAN BIERWIRTH, LOTHAR GALOW-BERGEMANN,
KARL-HEINZ LEWED, ERNST LOHOFF, PETER SAMOL, NORBERT TRENKLE
Die Gretchenfrage neu gestellt
Über das Verhältnis von Kapitalismus, Religion und Religionskritik im 21. Jahrhundert
- 1 / 2022 JULIAN BIERWIRTH
Gesellschaftsform und Eigentum
Zur Kritik der Sachherrschaft
- 1 / 2024 NELE FUCHS
Verzerrtes Interesse an rechtem Terror
Der Anschlag in Halle 2019

Das komplette Archiv der Krisis seit 1986 findet sich auf www.krisis.org.

Ein Teil der Druckausgaben ist noch erhältlich und kann bei folgender Adresse bestellt werden:

Förderverein Krisis | Postfach 81 02 69 | 90247 Nürnberg | krisisweb@yahoo.de

k